

FLUCHTBERICHT (aufgezeichnet von Frida Weyerke im Jahr 1959)

Das Weihnachtsfest 1944 war schon überschattet von einer leisen Traurigkeit und Sorge. Zwar gab es trotz aller Einschränkungen noch für jeden ein schönes Geschenk und durch die Freundlichkeit von Bekannten etwas Gutes auf den Tisch. Aber der Vater erhielt zum ersten Mal keinen Weihnachtsurlaub, und Evi durfte nicht aus dem Arbeitsdienst nach Hause fahren.

Es kamen schöner Schnee und Kälte. Die Kinder fuhren Schlitten, liefen Schlittschuh und übten mit den Skiern. Wir besuchten noch einmal Frau Hauser.

Im Januar häuften sich die bedrohlichen Nachrichten. Schon im Sommer, der sonst im Osten Erfolge brachte, gingen unsere Truppen zurück. Was sollte nun in der Kälte und dem folgenden Tau- und Schlammwetter, dem die Russen viel besser gewachsen

waren, werden?

Immer häufiger kamen Flüchtlingszüge, angefüllt bis auf den letzten Platz auf unserem Bahnhof an. Die Frauen der Bauern brachten Wäschekörbe mit Broten zur Verpflegung an die Bahn. Die Kinder berichteten, was sie gesehen hatten: Eine Mutter hatte den Verstand verloren. Wer sorgte nun weiter für ihre Kinder? Ein Mann hatte sich das Leben genommen. Mütter versuchten während des Aufenthalts etwas Milch für ihre Säuglinge zu erhalten. Sie trockneten die Windeln an den warmen Röhren der Lokomotive. Man erfuhr, dass viele gestorbene Säuglinge aus den Zügen geworfen werden mussten. - Dabei im Herzen die Unruhe. Was tun? Sollten wir uns auf den Weg machen? Wie wird es uns ergehen? Keine Nachricht von Paul, der raten könnte.



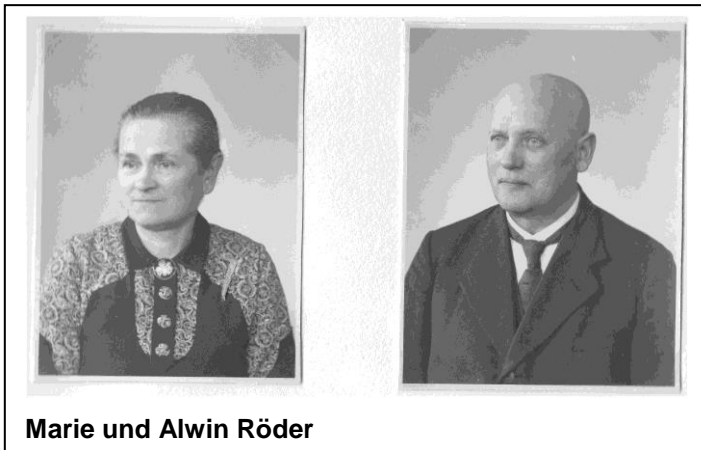
Auf dem Bild sind fast alle drauf: Von links Erika Röder, Frida Weyerke, Inge W. Hanni W., Valeska Hörnke, Ulrich Röder, Hanni W., Wolfgang R., Horst W. Erika W.

Es wird noch eine Kleidersammlung für den Volkssturm abgehalten. Abends, wenn die Kinder schlafen, gehe

ich von Unruhe gepeinigt auf den Bahnhof. Die Sperre steht offen. Einzelne Soldaten kommen. Sie werden auf dem Bahnhof zum Kartoffelschälen angestellt. Der Bürgermeister hat Befehl, die Fahnenflüchtigen festzunehmen. Auf den Höfen werden

Treckwagen mit Verdeck versehen. Schon den ganzen Herbst kamen Flüchtlinge mit Trecks aus den Ostseeprovinzen und dann aus Ostpreußen. Ich frage Herrn Müller (Amtsvorsteher). Er sagt, die ganz kleinen Kinder, Kranke, Alte und Schwache sollen mit Wagen fortgebracht werden. Wir anderen sollen zu Fuß gehen. Es ist bitter kalt, der Schnee fällt. Wie soll das ausgehen? Einmal steht abends nicht weit von unserm Haus ein LKW: Ich frage die Soldaten, wohin? Nach Kolberg! Mein Herz schlägt, könnte ich die Kinder schnell waschen und mitfahren lassen? Es scheint unmöglich. Der Wachtmeister rät: "Schicken Sie die Kinder weg!" Wie könnte ich mich von ihnen trennen? Frau Schardin (Professor) erzählt von Gräueln der Russen. Nur nicht von den Kindern trennen.

Eines Tages holen Schardins ihre bei uns auf dem Boden aufgehobenen Sachen ab. Der Professor hat aus Berlin ein Auto geschickt und bringt Frau und Kinder, Eltern und Schwester in Sicherheit. Frau Schülke fährt mit dem Schwager ab nach Stargard. Wie



Marie und Alwin Röder

ratlos, schutzlos und verlassen komme ich mir vor allein mit den Kindern. Keiner kann raten, keiner kann helfen. Doch, Gott der Herr ist unser Schutz. Ich bete und bete.

Wir können noch das Wohnzimmer heizen und kochen. Im Herbst half mir Herr Faust im Walde Tannen zu holen. Die Scheune liegt voll. Das ist eine gute Hilfe.

-2-

Legt man sich abends in das kalte Bett, so brennt die Haut wie im Feuer. Möge nur niemand krank werden.

Da, eines Morgens ist auch Frau Specht, die Lehrerin, verschwunden. Das Mädchen erzählt, sie sei mit der Mutter nach **Stolp** gefahren.

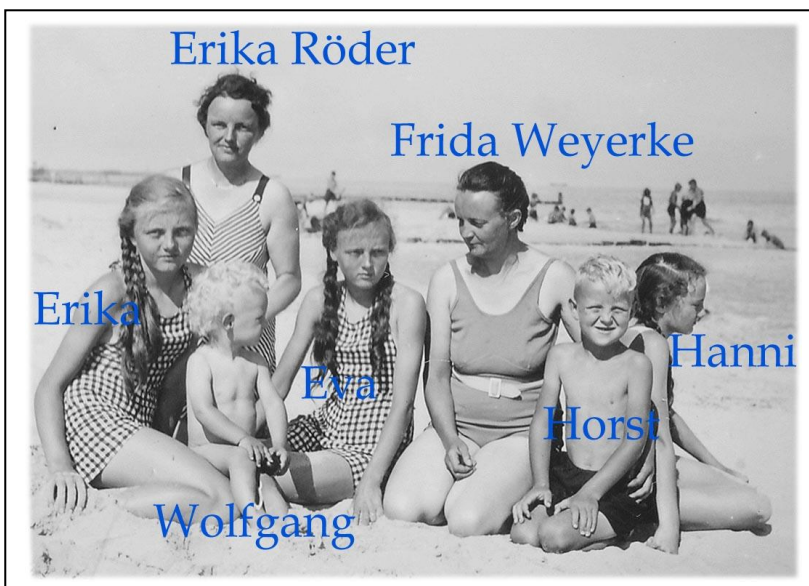
Der Volkssturm wurde am letzten Sonntag eingezogen. Herr Schülke kam herauf, leichenblass, um sich zu verabschieden. In Schlitten kommen die Männer vor der Schule an. Strahlend lacht die Sonne, der Schnee, wie erstarrt vor Sorge und Not die Herzen. Ich muss etwas tun. Ich suche die beste Leibwäsche zusammen, nähe aus den blauen Fenstervorhängen Rucksäcke. Die Wäscheleine wird zerschnitten und gibt Träger. Wie wenig man einpacken kann. Die Mädchen, Erika und Hanni, packen sich je einen Koffer. Wir wollen am nächsten Morgen los. Plötzlich am Abend kommt Evi herein, im Arbeitsdienstmantel. Sie berichtet: "Die Russen waren nah. Da packte jede ihre Habseligkeiten in einen Kasten und zog ihn wie einen Schlitten zur Bahn. In Schneidemühl waren die Führerinnen verschwunden! Da versuchte jede auf eigenen Faust weiter zu kommen. Ich fuhr nach Hause!" - Wie dankbar bin ich, dass sie uns noch antrifft. -

Am kommenden Morgen nehmen wir die letzte Mahlzeit zu Hause. Ich bitte Gott den

Herrn inbrünstig um seinen Beistand und Schutz. Erika und Hanni sind überzeugt, es sähe feige aus, wenn wir abführen. Noch einmal gehe ich in den Stall und füttere die Hühner und das Milchschaaf "Ottillie", gebe dem Kätzchen Milch. Draußen fallen die Flocken. Traurig sieht uns das Kätzchen an, das auf dem Pfosten im Stall hockt. Horst will gerne seine Pferdestall vergraben und wenigstens die Schutt -schuhe mitnehmen. Hanni greift schnell aus der Schublade eine Handvoll Fotos. Ich tröste mich, sicher können wir bald zurückkehren. Wir laden unser Gepäck auf den Schlitten und ziehen zum Bahnhof. Ernst und traurig sehen uns die Menschen nach. Auf dem Bahnhof ist es nicht möglich, in einen Zug zu kommen. Die Züge von Danzig sind überfüllt. Die Fensterscheiben durch den Luftdruck bei einem Bombenangriff zersplittert. Wir stehen lange, lange, den ganzen Tag. Herr Willer, der Bahnhofsvorsteher, hat Mitleid. Er verhilft einem Zug mit Güterwagen aus Elbing, dem die Lokomotive weggenommen worden ist, zu einer neuen Lok unter der Bedingung, dass die Belegschaft eines Krankenhauses (Schwestern, Kranke und Verwundete) uns mitnimmt. So lagen wir am Abend in den Güterwagen, eine Reihe Kranker liegt auf Stroh. Die Schwestern füllen den übrigen Raum mit kleinen Bündeln. Nicht gerade freundlich macht man uns Platz. Langsam rollt der Zug endlich in die Nacht hinaus auf **Stolp** zu, das wir erst im Morgengrauen erreichen. Hier werden Lebensmittel verteilt. Langsam, langsam geht es weiter. In der folgenden Nacht liegt der Zug in Köslin fest. Wir steigen aus, um uns zu bewegen. Man sieht, wie im Bahnwärterhaus die Frauen zur Flucht rüsten. Die Schwestern haben Suppe gekocht, von der man auch uns etwas reicht. Weiter rollt der Zug. Draußen glitzern die Sterne. Die Schwestern singen: "Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl." Im Dunkel des frühen morgens erreichen wir Kolberg.

Ob Mutter und Schwester noch hier sind? Während Hanni mit Inge und Horst auf dem Bahnhof warten, stapfen Erika und ich durch den tiefen Schnee in die Nettelbeckstraße. Trotz der frühen Stunde ist schon Licht in Mutters Wohnung. Wir finden sie und meine Schwester Erika bei der Vorbereitung, aufs Schiff zu gehen, um so Swinemünde zu erreichen.

-3-



Wir sind zu müde , um schnell einen neuen Entschluss fassen zu können. Wir fallen in die Betten und schlafen, während Mutter und Erika mit den kleinen Jungen (Wolfgang und Ulrich) zum Hafen fahren. Einmal werde ich durch das Klingeln an der Wohnungstür geweckt. Eine Frau, auch ein Flüchtling, ist geschickt worden, um die freie Wohnung zu übernehmen mit ihrer Familie. Ich muss sie abweisen. Zum Mittag

bereite ich eins der mitgenommenen Hühner. Nachdem wir gegessen haben, wollen wir sehen, was aus dem Schiff geworden ist, mit dem Mutter und Erika wegfahren wollten. Wir finden es noch im Hafen. Unsere Angehörigen sind fast allein in dem großen Raum. Wir beraten, dass auch ich versuchen soll, mit den Kindern auf das Schiff zu kommen. Im Lotsenamtsamt gibt man die Einwilligung, und wir kehren zurück, um unsere wenigen Habseligkeiten mit dem Schlitten zum Hafen zu bringen. Aber am Abend müssen wir in die Stadt zurück, weil das Schiff kein Geleit hat. Jeden Morgen begeben wir uns auf das Fahrzeug, um abends wieder zurückzukehren.

Allmählich kommen mehr Flüchtlinge zu uns, Frauen mit Kindern, Jungen von einer Napola (Nationalpolitische Erziehungsanstalt), die mit Fahrrädern bis hierher gefahren sind. Nach einigen Tagen verlassen sie das Schiff wieder, um ihre Flucht mit dem Rad fortzusetzen. Sicher haben Sie ihr Ziel noch erreicht.

In dieser Woche geschieht das Unglück mit der Gustlof. Das große Schiff voller Flüchtlinge geht plötzlich unter. Ob es auf eine der zahlreichen Minen lief, ob ein feindlicher Torpedo den Schiffskörper aufriss? Niemand weiß etwas Bestimmtes. Nun wird jeder Platz von den Geretteten ausgefüllt. Im Rathaus treffe ich eine junge Frau. Sie hat sich schwimmend retten können, aber ihre Hände sind erfroren. Ein kleines Kind soll am Strand angetrieben worden sein, in Betten (Zeltplanen?) gehüllt, um die ein Regencapce geknüpft war.

Als ich eines Nachmittags an Land trete, fragt mich eine Frau: "Haben Sie meine Kinder gesehen?" Ich antworte: "Entschuldigen Sie, aber ich kenne Sie gar nicht." Mit toten Augen in einem versteinerten Gesicht blickt sie mich an: "Aber sie sind alle weg. Ich kann sie nicht finden." Diese Mutter hat bei dem Schiffsuntergang fünf Kinder verloren und ist selbst gerettet worden. Nun hat sie den Verstand verloren und sucht und sucht. O Gott, erbarme dich, hilf ihr und hilf uns.

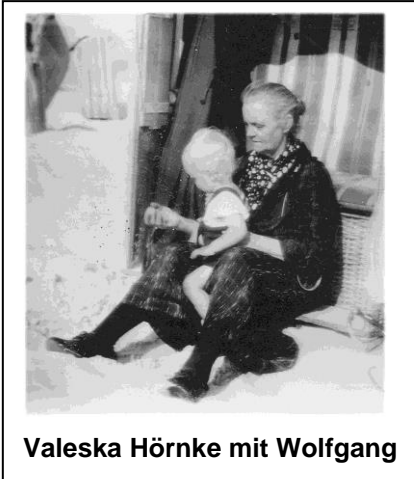
Jeden Morgen geht es zum Schiff. Mit Mühe gelingt es, immer wieder ein Fahrzeug zu beschaffen, das Mutter den weiten Weg zum Hafen fährt. Sie hat sich vor Weihnachten den Arm gebrochen und leidet außerdem unter Verdauungsstörungen, außerdem ist sie recht schwach. Leider haben wir versäumt, Evis Arbeitsdienstkleidung durch Zivilkleider auszuwechseln. Als wir einmal wieder vom Schiff gehen, kommt uns ein Auto entgegen. Es bremst scharf, die Bremsen krachen, und heraus springt eine Arbeitsdienstführerin, klein und heftig. Sie macht uns eine schlimme Szene: Evi habe sich von ihrer Einheit entfernt, ich müsse wissen, was darauf steht. Sie werde Evi in Sicherheit bringen mit einem Schiff. Evi wird mitgenommen, wie sie geht und steht. Ich bin empört und entsetzt. Was soll daraus werden? Evi hat nichts zu essen mit, keine Wäsche, keine weitere Kleidung.

Im Hause packe ich das Nötigste zusammen, und mit Hanni mache ich mich auf den Weg, um Evi zu suchen. Es regnet in Strömen.

-4-

Wir haben Capes an und durchstöbern erst mal die bekanntesten Lokale. Nichts! Schließlich gehen wir durch Nacht und Regen zum Hafen. Von einem eingelaufenen Dampfer werden gerade Verwundete an Land gebracht. Wir gehen von einem Schiff zum andern und fragen, ob dort eine Arbeitsdienstführerin mit einem jungen Mädchen

ist, die den Hafen verlassen wollen. In Dunkel und Regen klettern wir über die vielen Halteseile, steigen in die Schiffe hinunter, sprechen mit den Matrosen. Niemand weiß etwas. Schließlich klettern wir in den Lotsenturm.



Valeska Hörnke mit Wolfgang

Oben sitzen zwei schweigsame Männer. Sie hören unsere Fragen an, nehmen das Logbuch vor und erklären, dass kein Schiff an diesem Abend den Hafen verlassen hat und fürs erste auch nicht verlassen wird. Ratlos gehen wir nach Hause. Ich bete für Evi. Kaum sind wir 1 1/2 Stunden daheim, da klingelt es, draußen steht Evi. Man hat ihr sozusagen Urlaub auf Ehrenwort gegeben. Da kein Schiff auslaufen darf, muss eine Gelegenheit abgewartet werden. Bis dahin hat man sie entlassen. Mit zwei anderen muss sie sich jeden Tag am Hafen melden, wo auch ihr Gepäck (Tornister) bleiben muss.

Am kommenden Sonntag gehen wir noch einmal zum alten Dom zu Abendmahl mit vielen jungen Menschen. Pastor Hinz spricht: "Gott hat den bösen Mächten die Zügel frei gegeben. Er kann jederzeit wieder anziehen."

Mit der folgenden Woche erhält Evi den Befehl, sich am kommenden Morgen in der Frühe auf einem kleinen Dampfer zur Abfahrt einzufinden. Wie schwer mir dieser Abschied wird! Im Dunkeln gehen wir mit anderen Zivilisten über ein schmales Brett an Bord. Alles schweigt. Im Kartenhaus bringt man die drei Mädchen unter. Noch ein Kuss und ein Händedruck. Gott schütze dich, mein Kind! Ich bete an Land. Man löst die Leinen und langsam gleitet das Schiff aus dem Hafen. Gerade kehrt ein Schnellboot mit einem tastenden, hellen Licht zurück. Noch einmal höre ich Evi meinen Namen rufen, dann entschwindet das Schiff im Dunkeln. Mein Herz ist nur ein Gebet. Herr Gott stehe ihr bei in der Finsternis, zwischen den Minen in der See, schütze sie vor Flugzeugen und anderen Gefahren, und lasse sie mich durch deine Güte noch einmal wieder sehen.

Ich bin nicht alleine. Ein Ehepaar vom Salzberg geht mit mir zurück. Auch sie mussten ihre Tochter als Arbeitsdienstmaid mit dem Schiff fahren lassen. Ihr Zuspruch tröstet mich: "Wir kennen den Kapitän. Er ist sehr vorsichtig und kennt den Weg. Wenn einer, dann wird er das Schiff sicher durch Minen und Gefahren führen."

Später erzählt Evi: Oft lange still gelegen bei Nebel und undurchsichtigen Wolken. Die Fahrgäste murrten. Er wusste seinen Weg. Dir sei Dank o Gott für deine Hilfe.

Die Wochen gehen vorbei. Ich warte auf Nachricht. Endlich erhalten die Eltern vom Salzberg eine Karte, dass die Mädchen glücklich einen Hafen erreicht haben.

Täglich kommen lange Trecks durch Kolberg mit allen Arten von Fahrzeugen: Lastwagen, Kutschen, leichten Wägelchen. Man bringt ihnen Kaffee hin, wenn sie auf dem Rossmarkt halten. Wir bedauern sie. Wie haben wir später beneidet.

Mutter ist immer leidend. Sie liegt im Bett, der gebrochene Arm schmerzt. Es scheint eine Darmerkrankung vorzuliegen. Sie ist schwach. Wie könnten wir mit ihr fahren? Die Züge mit Flüchtlingen passieren die Stadt. Sie liegen draußen auf den Trittbrettern und Plattformen. Unmöglich für uns mit der kranken Mutter und Erika mit den kleinen Kindern. Was tun?

Die Stadt wird verproviantiert. Wagen mit Kartoffeln und Korn rollen vom Lande herein. Nachts werden Kisten in die Häuser gebracht. Munition? Die Unruhe quält mich Tag und Nacht. Neustettin wird beschossen, auch Stargard. Wir müssten weg. Aber wie? Das Essen ist knapp. Wir teilen genau ein. Noch wird die Zentralheizung in Gang gehalten. Gas gibt es bestimmte Zeit, Strom wenig. Abends essen wir im Dunkeln, Kartoffelbrei, Fisch. Manchmal besucht uns Rudi Schülke, der in der Kaserne liegt. Als wir ihn einmal abends ein Stück begleiten, sehen wir die "Christbäume" am Himmel stehen. Die Flieger werfen sie ab. Sie beleuchten das Ziel.

Es ist schon Passionszeit, Erika und ich besuchen den Gottesdienst in der kleinen Garnisonskirche. Ein paar Kerzen erhellen den Raum spärlich. Superintendent Hartmann spricht: "Wir werden viele Tote zu sehen bekommen. Die Not kommt." Während des Gottesdienstes geht die Tür auf, jemand nimmt in der Bank hinter uns Platz. Es ist Pastor Hinze. Um uns für den Beistand an Sterbenden zu rüsten, werden Zettel verteilt: "Wenn ich einmal soll scheiden ..."

Die Alarmmeldungen häufen sich. Wir sprechen mit Soldaten im Proviantamt. Mit LKW mitnehmen? Nein, unmöglich. Eine Bahnbeamtin will uns benachrichtigen, wenn ein Zug geht. Die Kinder spielen Treck. Horst läuft Schlittschuh auf dem Wallgraben. Erika und Hanni helfen dann und wann auf dem Bahnhof, Verwundeten- und Flüchtlingszüge verpflegen. Kolberg ist zum Bersten gefüllt, alle Säle, Kinos, Bahnhofshalle angefüllt mit Flüchtenden und ihrem Gepäck.

Am 3. März ist eine unheimliche Bewegung in der Stadt. Auf dem Bahnhof verkünden Lautsprecher die üblichen beruhigenden Nachrichten. Aber zur selben Zeit marschiert ein Trupp Soldaten vorbei, verschmutzt, zerfetzt, ermüdet. Der vorangehende Offizier humpelt. Nebenan wird ein Kompanie-Gefechtsstand eingerichtet. Soldaten mit Panzerfäusten erscheinen hier und da. Man fällt im Nettelbeckpark große Bäume für Panzersperren.

Wir wollen am nächsten Morgen mit einem Zug raus. In dieser Nacht liegen wir angezogen auf den Betten, die Stiefel an den Füßen. Ich kann nicht schlafen. Draußen ist heller Mondschein. Herr Gott hilf uns. Plötzlich höre ich draußen Geräusche, einen Lastwagen, Mutter auf der Treppe. Da klingelt es hier. Frau Laabs, die Flurnachbarin steht da: "Die Russen sind ganz nah, die Dörfer um Kolberg brennen. Versuchen Sie herauszukommen." Ich eile mit Erika zum Bahnhof. Die Stadt mit ihren schönen Straßen still im Mondschein, dann und wann ein Soldat mit Panzerfaust. Auf dem Bahnhof Gedränge. Man kann kaum zwischen den hier hockenden Flüchtlingen und ihrem Gepäck hindurch. Soldaten, Polizei: "Seid ihr alle verrückt geworden? Wo wollt ihr hin?" Wir eilen zurück, versuchen bei Leverenz einen kleinen Wagen für das Gepäck zu erhalten. Hier herrscht fieberhafte Geschäftigkeit. Die Feuer flackern, es wird geschmolzen, geschmiedet, geflickt. Man bringt Gepäck in die Autos. Er kann uns nicht helfen. Fuhrunternehmer Neitzel leiht uns eine Karre. Auch hier packt man eifrig den Treckwagen.

Wir setzen Mutter mit unseren Rucksäcken und Koffern auf den Karren. Erika hat die Kinder im Kinderwagen. So geht es zum Bahnhof. Hanni lässt es sich nicht ausreden, dass der Wagen oder besser Karren wieder seinem Besitzer zurückgebracht werden muss. Wir bleiben mit dem Gepäck vor dem Bahnhof. Es ist eine stille, mondhele nicht zu kalte Nacht, überall sitzen und stehen Menschengruppen mit ihrem Gepäck. Nach dem Osten, nach Köslin zu sieht man Wolken aufsteigen und hört leisen Donner. Es sind Detonationswolken. Köslin wird beschossen. Unruhe in allen Herzen, leises Murmeln der Menschen. Erika (meine Schwester) ist inzwischen auf den Bahnsteig gegangen. Hier findet sie einen Zug mit Heeresgut, der nach Westen fahren soll. Sie erhält von einem Soldaten, dem sie die letzten Flaschen ihres Sekts gibt, das Versprechen, uns mitzunehmen. Aber Hanni ist noch nicht zurück. Wir warten, warten. Sie hat auf dem Wege einen Mann getroffen, der sie bat, ihr den Karren zu geben, damit er seine Mutter aus der Marienstraße zum Bahnhof bringen kann. Sie bringt beide zur Bahn und den Karren zurück. Die alte Mutter dankt ihr und will für sie beten. Endlich, endlich kommt Hanni. Wir drängen uns durch die überfüllte Bahnhofshalle, über alles Gepäck und Menschen, die geduldig sitzen und warten. Auf was wohl?

Wir erreichen den Zug, der auch noch wartet und steigen in einen der Güterwagen und suchen uns Plätze auf Kisten und Fässern. Mutter machen wir ein Lager aus Betten und Decken. Wenn doch nur der Zug abführe!

Ich denke: "Jetzt will ich geduldig in diesem Wagen ausharren, und wenn es 14 Tage bis Swinemünde dauert."

Es kommt noch eine Frau Schmidt mit Tochter und Enkelkind hinzu. Als dann der Morgen graut, setzt sich der Zug langsam in Bewegung. Er rollt stockend über die Holzgrabenbrücke und über die Persante. Man sieht auf den Straßen überall flüchtende Gruppen, das Gepäck auf kleinen Wagen. Immer wieder tauchen Soldaten auf, Patrouillen mit Panzerfäusten. Wie langsam der Zug vorwärts kommt, Plötzlich Flugzeugsurren. Tack, tack, Es wird geschossen. Wir meinen: Eine Übung! Aber Frau Schmidt erklärt: "Jetzt üben hier keine Flieger mehr."

Da dumpfe Schläge. Puff, puff.... Ein stärkerer Schlag, ein Stoß, der Zug hält. Einige Volkssturmmänner springen in den haltenden Zug. Wir hören das Geschrei der Frauen: "Unsere Kinder, unsere Kinder!" Bei den ersten Schüssen springen die Männer wieder aus dem Zug. Hoffentlich erreichen sie den Strand. Wir springen aus dem Wagen, die Lokomotive liegt auf der Seite. Russische Panzer haben sie getroffen. Die ersten Schüsse gingen in den Bahndamm. Von oben schießen Flieger, die Menschen suchen Schutz zu finden. Viele sind rüber zur See durchgelaufen und vielleicht noch über die Rega bei Treptow davongekommen. Auch wir verlassen den Zug, nehmen uns das Brot mit und erreichen mit der mühsam gehenden Mutter, die wir stützen, und den Kindern im Wagen das nächste Gehöft, einen Bauernhof. Alles stürzt aus dem Zug, sucht Deckung und eilt in die zunächst liegenden Häuser. Ich begleite Mutter in den Stall. Als ich heraus will und die Tür öffne, klirrt die Geschoßgarbe von einem Flugzeug auf das Hofpflaster. Wir hören, dass ein Bahnbeamter durch Beschuss getötet wurde, einen anderen sah ich mit einem Bündel auf der Schulter nach Kolberg zurückgehen.

Das Zimmer hat sich inzwischen mit Menschen gefüllt. Hanni geht hinaus, kommt bald zurück und sagt: "Die Russen sind schon da." Ich erstarre bis ins Herz. Ist dies vielleicht das Ende?

Ich greife nach einem Gesangbuch auf der Kommode und finde den Vers:

Keiner kommt zu Schanden, der auf Gott
geharrt. Sollt ich sein der erste, der zu
Schanden ward? Nein, das ist unmöglich,
Du getreuer Hort. Eher fällt der Himmel,
eh mich täuscht dein Wort.

Alle sitzen wie erstarrt. Plötzlich öffnet sich die Tür. Der erste Russe tritt ein, ein junger Mongole. Er sieht uns alle an und sagt dann, wir sollten uns freuen: "Kinder tanzen, singen, springen ..."

Abends kommen wieder einige Russen herein. Einer zu meiner Schwester Erika: "Frau komm mit!" Eine Frau, die russisch spricht, redet auf ihn ein. Er geht. Bisher saß meine Schwester in ihrer blauen Jacke da. Nun verhüllt sie den Kopf mit Tüchern, zieht eine Schürze über, verschmiert das Gesicht mit Asche, um alt und hässlich zu erscheinen. Die Nacht vergeht in Unruhe. Wir hören Schießen, Tritte. An Schlafen ist nicht zu denken. Der Raum reicht zum Liegen nicht aus.

Am nächsten Tag kommen zwei junge Russen in Pelzen. Sie nehmen Erika (Tochter) mit raus. Ich bin verzweifelt und liege zwischen den Menschen auf den Knien und bete, bete. Ohne Gottes Eingreifen ist mein Kind verloren. Endlich, endlich kehrt sie zurück. "Mutter, sei still, mir ist nichts geschehen."

Man hat sie bedroht mit Dolch und Pistole. Sie stand an die Wand gedrängt, weigerte sich, ihnen den Willen zu tun. Im Geist sah sie ihr Leben noch einmal vorüberziehen ... Da, das Wunder. Sie lassen sie gehen, sagen, sie wollen wiederkommen. Frau Schwarz sagt: "Gott hat Ihr Gebet erhört."



Abends fordert ein Soldat meine Schwester auf: "Frau komm mit!" Wir erschrecken bis ins Herz. Die Frau, die russisch spricht, redet auf ihn ein. Er lässt von ihr ab. Wir sitzen wie erstarrt. In der Nacht schläft wohl niemand. Immer wieder kommen russische Soldaten herein. Sie reißen die Tür auf, richten die Maschinenpistole auf uns und rufen: "Deutscher Soldat?" Hier ist kein Soldat versteckt.

Es schneit. Immer wieder neue Soldaten, neue Angst. Ich will weg, um die großen Mädchen zu retten. Wenn wir uns im Dunkeln bis zur See durchschlagen, am Strand entlang bis Treptow kommen, wenn die Brücke noch heil ist, dann wären wir gerettet. Aber Horst und Inge. Meine Mutter will sie betreuen. Aber sie ist selbst alt und hilfsbedürftig. Was tun? Jemand hat eine Karte, wir studieren sie.

Da plötzlich wollen alle, die im Zimmer sind, mit uns gehen. Das ist unmöglich. Wir ergeben uns, wir müssen bleiben. Wie wir später erfahren, hätte der Plan gelingen können. Der Strand war noch frei, die Brücke heil.

Unser Zug wird geplündert. Wir sehen, wie die Soldaten in unserm Gepäck nach Schätzen suchen. Wovon sollen wir nun leben? Im Zug ist genug. Frau Schmidt und ich ziehen mit einem Handwagen los. Wir wollen erst einmal sehen, wo eine alte Frau aus Kolberg geblieben ist, die im Getümmel des Vortages verschwunden war. Wir gehen am Zug entlang und finden ein altes kleines Mütterchen im schwarzen Mantel, die Füße in dicken Wollstrümpfen und Schuhen.

-8-

Erstarrt und zusammengekrümmt liegt sie auf der harten Erde. Die offenen Augen blicken leblos und starr gen Himmel. Hat ein Herzschlag ihr Leben beendet? Erschüttert gehen wir zurück und nehmen aus dem Wagen: Eine Kiste Dauerwurst, eine mit Butter, eine mit Konserven und ziehen furchtsam zum Haus zurück. Aber niemand stört uns, kein Russe kreuzt unseren Weg.

Not an Lebensmitteln gibt es also nicht. Man hat Mut bekommen. Andere holen Wein und Zigaretten, Holz und Kerzen. Alles, was sonst so rar war, gibt es jetzt in Fülle. Nur das Brot fehlt. Frau Heiger aus der Baustraße, die dort eine Speiswirtschaft hatte, und Frau Kellmann übernehmen das Kochen. Kartoffeln gibt es auf dem Hof. Auch Milch liefern die schönen Kühe in dem sauberen Stall. Der Bauer ist zum Militär eingezogen. Die große stattliche Bäuerin wirtschaftet mit ihrer aufgeregten Schwägerin, Tante Minne. Eine Tochter von zehn Jahren, ein hübsches, stilles Kind lebt neben ihnen. Dann ist da noch Jakob, ein polnischer Gefangener, der es gut hatte und öfter für uns eintritt. Ich fege auf dem Hof Stroh zusammen, Ein Pole bedrängt eine der Frauen. Jakob will sie beschützen, da schießt der Pole drei-, viermal dröhnend über seinen Kopf. Jakob muss weichen und wagt nicht mehr, sich für deutsche Frauen einzusetzen.

Die Bäuerin zeigt uns einen Brief ihrer Verwandten aus dem Nachbardorf. Es soll eine starke Kanonade geben. Wir sollen uns schützen. Wie wohl? Wir beratschlagen, diese Nacht im Stall zu verbringen und hoffen, dort eher vor Belästigungen sicher zu sein. Wir finden neben dem Kuhstall einen Raum mit Stroh. Da legen wir uns nieder, auch einige andere der Frauen. Wir versuchen zu schlafen. Plötzlich das Rattern eines russischen Panzers auf der Straße vor dem Stall. Plötzlich ist er wohl in ein Loch geraten. Es geht wieder weiter. Der nächste Panzer stoppt an derselben Stelle und kann durchaus nicht wieder in Gang kommen. Wir hören mit zitterndem Herzen, wie die Soldaten miteinander reden und eine Zigarette anzünden. Sie stehen jetzt nahe an der Mauer. Einer hebt eine Holzklappe hoch, die wir vorher nicht bemerkt haben und blickt in den Raum. Nur jetzt kein Geräusch. Er lässt die Klappe fallen. Er hat nichts bemerkt. Plötzlich geht die Stalltür auf. Man macht Licht. Zwei Soldaten gehen den Gang zwischen den Kühen entlang. Nur nicht in unsern Raum. Das Unheil geht vorüber. Sie verlassen den Stall. Irgendwie bekommen sie den Panzer in Gang und rollen weiter. An Schlafen ist nicht zu denken. Ich bete.

Nachts höre ich die polnischen Gefangenen zurückkehren, die im Dorf feierten. Sie lassen uns ungeschoren. Am andern Tag wollen wir los, irgendwie der Gefahr entfliehen. Wir setzen Mutter in ein Wägelchen, werfen allen unnötigen Ballast weg. Ein Rollschinken, Schere, Schlüssel fliegen in die Ecke. Die Frühlingssonne scheint. Wir versuchen über das Feld zu entkommen. Die gefrorene Erde wird weich unter den Sonnenstrahlen. Es ist unmöglich, mit dem Wagen vorwärts zu kommen. Resigniert kehren wir zurück. Schinken, Schlüssel. werden wieder aufgenommen.

Wir erfahren, dass sich die Töchter des Pastors, von einem Russen bedrängt die Pulsadern geöffnet haben. Der Erschrockene hat von ihnen abgelassen, und eine Schwester, die ihre Wunden verband, rettete ihnen das Leben.

Am Abend will ich Erika und Hanni veranlassen, sich unter der großen Bettstelle im Zimmer zu verstecken, damit sie nicht gesehen werden und in Gefahr kommen. Gerade als wir dabei sind, kommt ein Soldat herein. Ich fürchte, sie sind verloren und schreie im Herzen zu Gott um Hilfe.

-9-

Er aber geht an ihnen vorbei, als sehe er sie nicht, und holt ein anderes Mädchen heraus, das etwas älter und groß und stark ist. Was hat dieses Mädchen erdulden müssen? Möge Gott der Herr ihr Hilfe gebracht haben.

Am Mittwoch, also vier Tage nachdem wir Kolberg verlassen haben, kommen die ersten Polen. Sie verkünden stolz: "Wir sind die polnische Jungarmee. Uns gehört Pommern bis zur Oder." Ein Pole fordert Hanni auf: "Komm mit!" Ich bitte und flehe. Kein Erbarmen. Ich weiß nicht, welche Eindrücke mich veranlasst haben, sie gehen zu lassen. Ich liege auf den Knien und bete. Endlich kommt sie zurück, mit zerfetzten Kleidern. Das Schlimmste ist ihr erspart geblieben. Im Nachbarraum hat man gehört, wie sie sich wehrte und schrie. Ein anderer Pole kam herein und bat für sie. In diesem Augenblick erfüllt mich so viel Dankbarkeit und das Gefühl der Nähe und Hilfe Gottes, dass ich meine, nicht wieder verzagen zu brauchen. Aber dringt die Gefahr heran, zittert mein Herz.

Immer neue Gefahren, immer neue Schrecken. Sie nehmen zuerst alles aus Gold, die Ringe, Uhren, Schmucksachen. Dann die Kleider, Wäsche. Ich habe meinen Ehering nicht versteckt. Ich meine, wenn es um das Leben der Kinder geht, soll man solche äußeren Dinge außer acht lassen. "Urr, Urr!" Bedrängt man mich. Ich meine, meine Uhr sei längst fortgenommen und sage, sie sei weg. Da finde ich sie plötzlich. Um allem Dilemma aus dem Weg zu gehen, werfe ich sie auf den Mist.

Ein großer Russe im rauhen Wollmantel verlangt Wasser zum Trinken. Ich hole ein Glas mit Wasser. Ich muss zuerst trinken, er fürchtet wohl Gift. Ein anderer erzählt drollig von den Badeorten am Schwarzen Meer und deutet an, wie er mit seiner Frau auf der Promenade einherstolzisiert sei. Aber uns ist nicht zum Lachen zu Mute. Die Mädchen sollen die Küche aufwischen. Da gehe ich lieber selber, denn sie scheinen mir dort gefährdet. Ich wische auf, während Frau H. wie immer am Herd Mittag kocht. Ein Mongole mit dem Gewehr über der Schulter steht an der Tür und sieht uns zu. Plötzlich tritt er auf mich zu und drängt mich in die Kammer. Ich soll ihm zu Willen sein. Ich bitte und flehe und rufe im Herzen Gott um Hilfe an. Ein Pole hört mein Jammern. Er tritt in die Tür und redet mit dem Russen. Der wird ärgerlich und fährt ihn an. Ungeduldig mit zornigen Augen bedrängt er mich. Ich bete und flehe. Da lässt er mich los. Durch Zufall bin ich gerettet. Aber nein, wenn man auf Gott vertraut, gibt es keinen Zufall.

Ein großer schlanker Pole, vielleicht ein Leutnant, tritt ein. Er setzt sich an den Tisch und erzählt prahlerisch von seinen Heldentaten. Er zieht einen langen Säbel aus der Scheide. "Ja, der hat Blut gesehen." Ich sehe ihn aufmerksam an. Plötzlich zeigt er auf

mich: "Frau, wo ist dein Mann?" Ich antworte wahrheitsgemäß, dass ich es nicht weiß. Vielleicht meint er, er sei versteckt, ich wolle ihn verbergen. Jedenfalls ruft er: "Diese Frau und ihr Mann haben den Krieg gemacht. Sie müssen erschossen werden." Nach einiger Zeit verlässt er uns. Ich atme auf. Aber am nächsten Tag ist er wieder da, sucht mich, blickt mich an und sagt: "Diese Frau muss erschossen werden. Du wirst gleich abgeholt." Da jetzt ein kleines grünes merkwürdiges Auto mit einem kleinen Blickfenster vorfährt, glaube ich und denke alle im Zimmer, meine letzte Stunde sei gekommen. Ich fühle mich merkwürdig kalt und starr. Da sitzen die Kinder. Meine entsetzte Mutter will mich trösten. Sie will sie nicht verlassen. Aber sie ist selber schwach und elend. Ich bete im Herzen: "Herr, nun hilf du!" Da wendet sich der Pole und geht hinaus. Noch einmal sehe ich ihn. Er ruft: "In einer halben Stunde, alle zehn Kilometer weiter!"

-10-

Ich versuche, ihm nicht ins Blickfeld zu kommen. Er geht, nun heißt es "wandern". Wir raffen die letzten Sachen zusammen. Ein eintretender Soldat nimmt mir den silbernen Wecker ab. Die Mädchen tragen jedes einen Rucksack. Inge muss ihre zusammengeschnürte Steppdecke auf dem kleinen, schwachen Rücken tragen. Horst bekommt einen kleinen Rucksack und das kleine Kofferchen in die Hand. Ich nehme die Milchkanne und führe Mutter, die schwach an meinem Arm dahinwankt. Ihr gilt meine größte Sorge. Wird sie schnell und weit genug gehen können? Man hat gehört, dass sie bei Nachzüglern schnell mit dem Gewehr bei der Hand sind. Ich suche mit den Augen die Gegend ab, ob ich vielleicht eine Karre oder einen Ziehwagen entdecke. Nichts!

Mutter geht geduldig Schritt für Schritt. Vor einer Haustür stehen polnische Soldaten, die spöttisch lächelnd diesem traurigen Aufzug nachblicken. Aber uns ist alles gleichgültig. Nun hilf, o Gott, errette vor dem Schlimmsten!

Die Luft ist noch herb, aber doch ist ein zarter Hauch über allem. Uns fehlt das Brot. Tante Minne hat uns eine Büchse Wurst gegeben. Dann und wann halten wir an, und jeder erhält einen Löffel voll Wurst. Ein Pole tritt uns entgegen, stellt sein Fahrrad quer vor uns und ruft drohend: "Urr, Urr!" Ja, wir haben weder Uhr noch sonst eine Kostbarkeit. Wir kommen in ein Dorf "Seehof". Beim Eintritt kontrolliert man unsere Kennkarten. Auf einem abseits gelegenen Hof sehe ich wieder Soldaten beim Gänserupfen. Sie blicken gleichgültig herüber. Am Abend werden dieselben Frauen abgeholt, die im letzten Dorf an den Orgien der Soldaten teilnahmen.

Wir finden ein kleines Haus, in dem eine große starke Frau mit zwei Töchtern (10, 12 Jahre alt) und einem Hund lebt. Den Hund nehmen sie als Schutz abends mit in die beiden Betten, in denen sie schlafen. Wir legen uns auf der Diele nieder. Mutter erhält das eine Bett, das noch vorhanden ist. Die Tage verlaufen in gewohnter Weise. Einmal erscheint ein Pole und holt Tante Marie und mich ab. Unsere Angst ist unberechtigt. Wir sollen nur Tische sauber machen. Nach einigen Tagen schickt man uns weiter. "In einer halben Stunde zehn Kilometer weiter!"

Es weht schon fast ein Frühlingswind. Die Sonne scheint lau. In einem Dorf, das wir passieren, reitet man Pferde vor. Wir kommen auf ein Gut, wo Onkel Alwin die Inspektorenfrau kennt. (Tante Marie und Onkel Alwin sind die Schwiegereltern von Schwester Erika).

Es ist eine zarte, verängstigte jüngere Frau. Sie weiß nicht, wo ihr Mann geblieben ist.

Außer ihren beiden Kindern und ihrer Mutter hat sie noch eine Frau mit ihrer erwachsenen Tochter bei sich. In der Küche wirtschaftet eine Menge Flüchtlingsfrauen. Wir trauen unsern Augen nicht, als man uns Kaffee kocht und einen hohen Teller Schmalzstullen hinstellt. Als der Abend kommt, begeben wir uns in das etwas tiefer gelegene Gutshaus, das voller Flüchtlinge liegt. Die zahlreichen Jungen spielen vor der Tür Ball. Alles sieht so friedlich aus. Was wird die Nacht bringen?

Im Salon sieht es wüst aus. Der Tisch steht voller Geschirr, auf dem Mahlzeitreste liegen. Gläser, Flaschen

Im Schlafzimmer mit weißen Möbeln bekommen wir einige Bund Stroh zum Ruhen. Mutter machen wir ein Lager auf den Bettstellen. Vergebens versuche ich Erika und Hanni zu überreden, unter den Bettstellen zu schlafen. Sie sind zu niedrig. Wir legen uns nieder, die Nacht kommt. War ich eingeschlafen? Plötzlich höre ich ein Auto. Ich lausche angespannt. Es hält. Stille. Plötzlich dringt der Schein der Autolampen in unsere Fenster.

- 11 -

Es hält bei dem Inspektorhaus. Nun rollt es den Hang hinunter und hält vor unserer Tür. Klirrend werden die Glastüren aufgerissen. Wir hören Geschrei und Schüsse aus den mit Flüchtlingen belegten Zimmern. Plötzlich wird unsere Tür aufgerissen. Herein schwanken zwei polnische Soldaten, zwischen ihnen gehen bleich und starr zwei Mädchen. Eines haben sie wohl aus dem Dorf geholt. Das andere ist uns aus dem Inspektorenhaus bekannt. Ich erzittere. Sie brüllen uns an: "Deutsche Schweine, raus, raus!" Wie der Wind eilen Erikas kleine Jungen, Horst, Inge, Erika und Hanni hinaus. Wir helfen Mutter von dem Bett herunter in den Nebenraum. In einem Zimmer treffen wir mit Herrn Perwitschki und anderen zusammen. Im Salon vergnügen sich die Soldaten. Im Morgengrauen torkelt der eine herein, die Maschinenpistole in der Hand. Er befiehlt uns: "Nieder!" Wir sitzen an der Erde. Er hält mit einigen deutschen Brocken mit lallender Zunge einen Vortrag über Intelligenz. "Stalin sagt: Intelligenz gut. Nichts tun gegen Intelligenz ...!" Er legt dem alten Herrn P., Vater der Gutsfrau, kameradschaftlich die Hand auf die Schulter: "Du Intelligenz! Nicht raboti!" Nun will er die kleine Kuckucksuhr zerschlagen. Herr Perwitschki bittet, er lässt sie hängen. Endlich verlässt er uns.

Hier will ich nicht länger bleiben. Herr P. bittet uns, nicht zu gehen. Die Mädchen könnten mit den anderen auf dem Stallboden versteckt werden. Wir können Milch haben. Aber wir wollen weiter, es ist hier zu grausig. Nach langer Zeit ziehe ich mich um, packe die schmutzige Wäsche weg und fühle mich wohl in der frischeren. Wir packen unsere Rucksäcke und gehen, nachdem wir uns für die Unterkunft bedankt haben, langsam los.

Es ist ein heller Frühlingstag, die Luft klar, wenn auch scharf. An geschützten Stellen wärmt schon die Sonne und lockt die ersten schwachen grünen Spitzen aus der Erde. Ungestört wandern wir dahin. In einem Dorf prüfen die Russen Pferde. Es sieht richtig lustig aus, wie sie so dahintraben. Wie gerne würde man sich freuen, aber die Sorge und die Angst beherrschen uns. Immer das Gebet im Herzen: "Herr hilf und beschütze uns."

Wir kommen in **Simötzel** in einem größeren Bauernhaus an. Der Bauer heißt Radmer. Er hat uns noch im Februar Kartoffeln nach Kolberg gebracht. Es ist ein ruhiger,

schlanker Mann. Auch die Frau macht einen guten Eindruck. Sie haben eine Tochter, ein freundliches Mädchen von 14 Jahren. Sie sind mit den alten Rödgers befreundet und nehmen uns mit auf. (Die alten Rödgers sind die Schwiegereltern von meiner Schwester Erika). Gerade, als man uns zu essen gegeben hat und wir alle im Zimmer sitzen, kommt ein baumlanger Russe herein. Er sieht sich um, blickt alle genau an, mir zittert das Herz, und geht.

Meine Schwester Erika mit ihren Kindern und den Schwiegereltern kommt in ein kleines Zimmer zu ebener Erde. Auch unsere Erika bleibt bei ihnen. Mutter, Hanni, Horst, Inge und ich ziehen auf den Boden in ein Zimmer. Die Die Jüngsten schlafen in einer Kinderbettstelle, Hanni liegt neben dem Ofen auf einem Schaffell. Mutter hat sogar eine Luftmatratze. Aber sie hat sich erkältet und hustet, hat auch Auswurf. Außer uns sind noch zwei Flüchtlingsfamilien im Haus, eine jüngere Frau mit ihrem Töchterchen, die abends zu den Russenfeiern kommen muss, und ein älterer Mann mit zwei Töchtern. Wir leben hier verhältnismäßig ruhig.

Nachts höre ich auf der Chaussee die russischen Autos fahren, aber man lässt uns in Ruhe. Der Bauer geht seinen Frühjahrsarbeiten nach, und wir helfen in Haus und Stall.

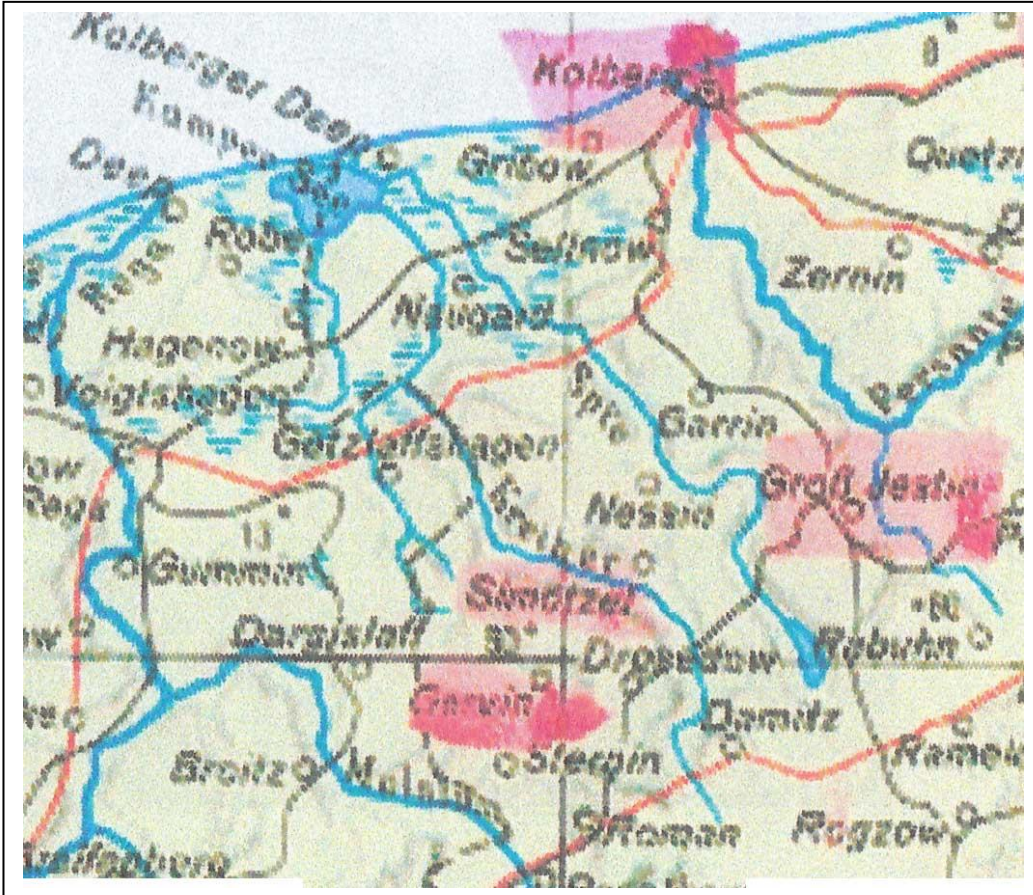
-12-

Draußen zieht der Frühling ins Land, aber es fehlt die Freude. Einmal kommt eine Ärztin und eine Schwester aus Kolberg zu irgendeiner ärztlichen Betreuung ins Dorf. Wir sprechen mit ihnen und erfahren, dass sie versuchen, mit einem Schiff, das Viehtransporte von Kolberg nach Vorpommern bringt, herauszukommen. Ein andermal holt ein Soldat Erika und Hanni "raboti". Wie ich mich fürchte. Sie kommen nach einigen Stunden unbehelligt zurück. Sie mussten in einem vollständig verschmutzten Gasthaus aufräumen und saubermachen.

In einer Nacht gibt's Unruhe im Haus. Es müssen Russen gekommen sein. Morgens hören wir, dass sie Essen verlangten und schlafen wollten. Wir sehen sie nachher etwas stumpf und müde beim Morgenfrühstück sitzen, dann ziehen sie weiter.

Wir haben zwar öfter Hunger, erhalten aber auch vom Bauern regelmäßig zu essen. Ulli und Wölfi liegen im Bett, wohl erkältet. (Ulrich und Wolfgang sind die drei und fünf Jahre alten Kinder meiner Schwester Erika). Ich sitze mit Erika und Hanni in ihrem Zimmer, da kommen plötzlich Polen mit vorgehaltenen Gewehren ins Haus. Mit "raus,raus!" treiben sie alle auf die Straße. Hier wird gesondert, alle Jungen von elf Jahren ab und alle Männer unter 60 Jahren müssen mit. Wir ändern können zurück. Hier be deutet es für den Bauern Trennung von Familie und Haus. Wir hören, dass der Trupp noch vor dem Dorf lagert. Frau Radmer packt noch schnell etwas Essbares zusammen und kann es ihrem Mann noch hinbringen. Das ist das Letzte. Später in **Gervin** hören wir, dass Bauer Radmer mit vielen an deren zum Arbeiten nach - sollte. Er ist unterwegs an Typhus gestorben.

Ostern naht. Karfreitag ist herrliches Wetter. Der Flüchtlingsmann hat ein Schwein



geschlachtet. Im Keller wird die Wurst gemacht. Einmal schaut ein Soldat herein. Auch Kuchen hat man gebacken und in die Waschküche gestellt. Am Abend rollt ein Wagen mit zwei Soldaten auf den Hof. Sie fahren vor die Bodenluke des Stalles und werfen Heu

herunter. Dann holt man alle Weckgläser mit Fleisch und Wurst aus dem Keller, legt sie auf den Wagen und den Kuchen aus der Waschküche dazu. Ab rollt die Fuhre. Am Abend vor Ostern erscheinen Polen und befehlen: "Morgen früh raus, zehn Kilometer weiter!" Frau Radmer bepackt einen großen Leiterwagen. Früh rollt er los. An unsere Mutter, die so schlecht zu Fuß ist, denkt niemand. Vielleicht zu unserm Glück.

Wir machen uns auch auf. Es regnet und schneit. Kalt weht der Wind. Mühsam kämpft sich Mutter an meinem Arm weiter. Einmal kehren wir in ein Gehöft ein, um etwas auszuruhen. Dann geht es langsam weiter. Röders kennen in Gervin einen Bauern Storm. Dorthin wenden sie sich. Noch einmal rasten wir in der Waschküche eines Gehöftes. Dort lagert die Belegschaft eines ganzen Gutes aus dem fruchtbaren Weichselgebiet. Die große schlanke Gutsbesitzerin hat den Mann verloren. Man führte ihn ab. Auch der größte Teil der Pferde wurde ihr abgenommen. Sie hat noch die alte Mutter bei sich, mit der ich sie später durch die Felder gehen sehe, wie sie es wohl von dem heimatlichen Gut her gewohnt war. Die alte Frau hat ihr schweres Los nicht mehr zu tragen vermocht. Es haben sich wohl die Sinne verwirrt. Später in der Kirche zu Gervin erhielt sie die Danksagung. Einsam und vor Schmerz erstarrt stand die Tochter mit den kleinen Kindern da.

Als das Unwetter sich draußen legt, gehen wir weiter, Erika mit dem Kinderwagen und den so elend gewordenen kleinen Jungen. Am Nachmittag erreichen wir Gervin. Im neuen Schulhaus machen wir halt.

Onkel Röder und ich gehen durch das Dorf, um eine Bleibe zu suchen. Hier verschmutzte Räume, da wieder hergerichtete Zimmer. In einigen sitzen Flüchtlinge verängstigt herum. Schließlich weiß Onkel Röder, dass sein Verwandter, der Bauer Storm, außerhalb des Dorfes wohnt. Wir gehen an Grundstücken mit grünen Hecken vorbei, wie tot und still die Dorfstraße und auch dieser freundliche Weg, durch die nach Frühling duftenden Felder.

Die Straße macht einen Winkel nach rechts, und wir nähern uns einem einstöckigen hellen Haus. Vor dem Gebäude liegt ein größerer von einer Hecke umgebener Garten. Ein Auto hält vor der Pforte. Wir wählen lieber den Weg um die Hecke herum über den Hof, denn gerade öffnet sich die Haustür und mit gesenktem Kopf geht eine junge Frau zögernd mit zwei Russen in den Wagen. O. Röder verhandelt mit Herrn Storm. Wir gehen zurück und holen die anderen aus der Schule. Hier haben im Stroh wohl Russen gelagert, und sicher holen wir uns da die ersten Läuse. Die Kinder haben einen blutbefleckten Strohsack entdeckt. Ich weise sie ärgerlich an, nicht herumzustöbern. Später hören wir, dass der Lehrer, als der erste Russe mit dem Gewehrkolben an die Tür schlug, zuerst fünf Kinder und seine Frau und schließlich sich selbst erschossen hat. Im Garten hat man sie beerdigt.

Als wir nun alle zu Storms kommen, sind sie doch wohl erschrocken über die Zahl. Das Haus liege schon voller Flüchtlinge. Da aber erklärt meine Schwester: "Wenn meine Angehörigen nicht bleiben können, gehe auch ich weiter." Röders reden wohl der Bauersfrau gut zu, und nun finden wir alle

Quartier im 'guten Zimmer'. Die alten Röders erhalten Betten im Wohnraum. In unserem Raum ist das Sofa schon mit Beschlag belegt von einer Großmutter aus Essen mit Tochter und Enkelin. Die Oma hatte zu allem Elend noch einen Hundebiss abgekriegt, der mühsam geheilt wird. Die Jungen meiner Schwester erhalten ein Kinderbett, Mutter kann auf einer Bettstelle liegen, Horst auf der Ofenbank und wir anderen auf der Diele. Ich lege mir nachts die blaue Tasche ins Genick. Morgens bin ich allerdings von der harten Unterlage recht steif. Aber das wird über Tag besser.

Am 1. Ostertag (1. April 1945) erhielten wir noch Kalbsbraten und Pudding. Gott der Herr vergelte diesen Menschen ihre Güte und Hilfsbereitschaft! Das Haus liegt voller Flüchtlinge, im Hausflur und auf dem Boden ist alles besetzt. Die im Hausflur wohnenden verlassen bald den Hof. Wir werden in den Kreis der Familie und des Hofes aufgenommen und arbeiten mit. Erika und Hanni helfen Dung laden, Horst ist bei den Pferden und Kühen beschäftigt, und ich übernehme das Abwaschen. Bei größeren Arbeiten, z.B. dem Durchklappern der aus der Miete genommenen Kartoffeln, werden alle beschäftigt.

Es ist wohlthuend, auf dem Acker richtige Arbeit zu leisten. Zu essen gibt es noch immer genug. In den Mieten sind Kartoffeln, die Kühe geben Milch. Wie herrlich schmecken abends die Bratkartoffeln und die Milchsuppe. Nur das Brot ist knapp. Aber da ist die Familie Krampitz, Vater, Mutter, Tochter mit der kleinen zehn Monate alten Gerda und Sohn Otto (16 Jahre). Sie bewohnt das gegenüberliegende Zimmer. Es ist eine weitgereiste Familie. Jetzt kommen sie im Treck aus dem Warthegau. Sie waren im ersten Weltkrieg nach Sibirien verschleppt und können Russisch. Herr Krampitz hat unter dem Zaren im russischen Heer gedient. Ich meine, er kann besser Russisch als Deutsch sprechen. Nur langsam Wort für Wort gab er seine Meinung kund. Durch ihn

hat uns Gott oft Hilfe zuteil werden lassen. So machte er den Russen klar, dass die eine Kuh dem Bauern und die andere ihm gehöre. So behielten wir immer zwei Kühe im Stall. Auch wusste er immer zwei Pferde zu retten. Sie werden allerdings oft ausgetauscht.

- 14 -

Die Russen brachten eins, das sehr abgetrieben war, nahmen dafür ein besser aussehendes. Herr Krampitz und sein Sohn machten die Feldarbeit. Sie genossen daher mit ihrer Familie einige Privilegien. Abends erzählte Herr Krampitz oft von seinen Erlebnissen in Russland. Er wusste zu berichten, dass erst dann, wenn der Zar den weißen Rock anzöge, wirklich Friede würde. So ruhig, wie es sich den letzten Zeilen nach anhört, verlief die Zeit leider nicht. Die Russen hielten uns dauernd in Atem. Zuerst versteckten sich Erika und Hanni hinter unseren Stühlen im Zimmer, um den eintretenden Russen nicht gleich ins Auge zu fallen.

An einem Tag ging die Frau aus Essen ins Dorf, um Bekannte aufzusuchen. Zitternd und entsetzt kam sie bald zurück. Das Dorf sei voll von neu einrückenden Russen. Die letzten Tage waren etwas ruhiger gewesen, da war man wohl etwas gleichgültiger geworden. Zwar war man meinem Vorschlag nachgekommen, einen laufenden Wachdienst über Tag aufzustellen. Denn wenn die Mädchen rechtzeitig gewarnt, sich versteckten und gar nicht erst gesehen wurden, so ersparte das viel Aufregung. So stand jeder mal von uns hinter einem großen Johannisbeerbusch, der ihn nach außen deckte, aber die Sicht nach beiden Seiten und auf den Weg zum Dorf frei ließ. So wie ein Wagen, ein Reiter oder Radfahrer sich näherte, so bedeutete das: "Feind in Sicht." Und die Mädchen verschwanden, bis die Gefahr behoben war.

Heute waren die Mädchen noch nicht versteckt. Sie standen auf dem Hof zusammen und berieten, was zu tun sei. Da erschien schon ein Russe mit dem Gewehr hinter der Scheune. Die Mädchen stürzten ins Haus. Wo bleiben? Wir nehmen unsere Plätze im Zimmer ein. Hanni versteckt sich hinter einem Stuhl, Erika in der Ecke zwischen Fenster und Sofa. Frau xyz nimmt sich ihre Tochter auf den Schoß. Da tritt der Russe herein, geht herausfordernd auf und ab, springt gewandt aus dem Fenster mit dem Gewehr in der Hand und wieder zurück und beginnt zu meinem Entsetzen mit dem Gewehr unter dem Sofa zu suchen. O, mein Herr und Gott hilf! Er muss Erika sehen, sieht sie aber doch nicht. Nun befiehlt er meiner Schwester, die den kleinen Ulli auf dem Arm hat, Frau Schütz mit der kleinen Gerda, Frl. Radtke und Frl. Storm mitzukommen in Krampitz' Zimmer. Schreckensbleich folgen alle. Da nimmt er die Kleinen aufs Knie und fragt: "Wo Mamma?" Sie wenden sich ihren Müttern zu. Er lässt Erika und Frau Schütz gehen. Frl. Storm und Frl. Radtke müssen mitgehen, um an den Orgien teilzunehmen. Frau Storm ist wie von Sinnen. Sie läuft die ganze Nacht verzweifelt um das Haus, bis im Morgengrauen die armen Mädchen heimkehren. Wir liegen auf den Knien und beten für sie. Mein Herz ist voller Dank, dass Töchter und Schwester verschont blieben.

An einem schönen Frühlingssonntag stehe ich in der Tür. Da kommt ein benachbarter Bauer eilenden Schrittes vorbei und ruft hinter sich weisend: "Sie kommen!" Schnell nehmen wir unsere Plätze ein und beschäftigen uns mit Stricken und Stopfen. Ein Wagen hält vor der Tür. Ein junger Russe mit Umhang und Kosakenmütze springt herunter. Er betritt das Zimmer, schreitet hin und her und beginnt zu suchen. Da findet er Hanni. "An, du mitkommen, raboti am Flugplatz!" Das ist eine Formel, der man

nicht widersprechen darf. Hanni muss auf den Wagen, auf dem schon Gerda, ein Mädchen von einem benachbarten Hof, und noch ein Russe sitzen. Ein deutscher Junge lenkt die Pferde. Ich bin entsetzt und bete: Herr Gott, hilf du, errette mein Kind vor dem Verderben.

- 15 -

Bald danach kommen zwei polnische Soldaten. Sie treiben uns alle in eine Kammer und durchsuchen alles. Inge muss raus, und ich gehe mit ihr durch die Küche. Als wir zurückkommen, wird die andere Küchentür aufgerissen, Hanni stürzt herein. Die braunen Haare stehen wirr um den Kopf, Rock und Strümpfe sind nass. "Mutti, mir ist nichts geschehen!" Alle eilen herbei. Frau Krampitz sagt ernst: "Frau Weyerke, da hat Gott Ihnen dies Kind aufs Neue geschenkt." Sie darf aber nicht im Haus bleiben. Kommen die Russen zurück und finden sie, so geht es uns allen schlecht. Ich eile mit Hanni in den Hohlweg hinter dem Garten im Feld. Da liegen wir. Die Frühlingssonne lacht, die Lerchen jubeln, und im Herzen Angst und Schrecken. Abends schickt uns Frau Storm durch Inge schöne Stullen mit Spickgans belegt. Es kommt kein Russe. Gott sei Dank.

Als es dunkelt, kehren wir zurück. Hanni erzählt. Die Russen hielten vor verschiedenen Häusern an, um zu räubern. Einer blieb auf dem Wagen zurück, um auf die Mädchen zu achten. Einmal, sie waren schon lange gefahren, dauerte es dem Wächter zu lange. Er wollte sehen, wo sein Kamerad so lange blieb. Kaum war er im Haus, so sprang Hanni vom Wagen und forderte Gerda auf, mitzukommen. Sie sagte, sie könne wegen eines Beinleidens nicht laufen. Hanni eilte über das Feld und sprang in einen Wassergraben, in dem sie gebückt weiterlief. Sie hörte Schreie, Schelten und Schüsse, setzte ihren Weg aber fort, bis es ruhig wurde. Nun kletterte sie vorsichtig heraus und versteckte sich in einem Strohschober. Da fand sie ein anderes Mädchen, das dort ebenfalls Schutz suchte. Schließlich wagte sich Hanni in ein Haus und fragte nach dem Weg zu Storms. So wurde sie durch Gottes Güte aus großer Gefahr gerettet.

Ein andermal: Ich sehe einen Polen mit Rad kommen. Alle Mädchen eilen in die Scheune und verstecken sich im Stroh. Er geht in die Scheune und sticht mit einem langen Säbel prüfend hier und da ins Stroh. Es geht gut vorüber. Dann kommt er in die Küche: "Matka, dei mi Jeika!" Frau Storm erfüllt sein Begehren.

Eines Mittags sitzen wir um den Tisch. Ein Russe mit Kosakenmütze kommt herein, sieht uns schweigend zu und geht wieder.

Inge, Wolfgang und Ulli spielen gern auf der anderen Seite des Weges in der Sandkuhle. Auch Horst, wenn er nicht auf dem Felde oder im Stall hilft, nimmt an den Spielen teil.

An einem Sonntagvormittag scheint alles so ruhig. Die Mädchen gehen nach drüben ins Feld, wohl um Blumen zu pflücken. Da naht ein Wagen mit zwei Russen. Ich erschrecke heftig und gebe den Mädchen ein Zeichen, sich im Korn zu verstecken. Aber die Soldaten haben es gemerkt. Sie springen, bei mir angekommen, vom Wagen, durchsuchen das Feld und finden, was sie suchen. Lachend holen sie die Mädchen heraus, die verstört herbeikommen. Frl. Storm zittert am ganzen Leibe. Aber diese beiden haben wirklich nur ihren Spaß gehabt.

Eines Nachts hält ein Wagen vor der Tür. Wir lauschen zitternd im Dunkeln. Hastige Schritte im Flur, in der Küche, bei Storms. Heftiges Stimmengewirr, zurück geht's, der Wagen rollt ab. Verzweifelt steht Frau Storm da. Polen haben ihren Mann mitgenommen, unter dem Vorwand, er habe Waffen versteckt. Wird sie ihn wieder sehen? Eine lähmende Unruhe liegt über dem Haus. Aber am folgenden Sonntag kommt er zurück, erschöpft, schwitzend, mit durchgelaufenem Beinstampf.

16-

(Herr Storm hat seit dem 1. Weltkrieg eine Beinprothese.) Man hat ihn nach Stolzenberg gebracht, wo die Polen eine Verwaltungsstelle haben, aber nach einigen Tagen freigelassen.

Plötzlich geht das Gerücht um, dass alle Jugendlichen registriert und verschleppt werden sollen. Wie ich mich fürchte. Aber Gott der Herr wendet das Unheil ab.

Plötzlich sind die Läuse da, Kleiderläuse und bei Hanni Kopfläuse. Was nun, woher Gegenmittel nehmen? Ich gehe zur Gemeindeschwester. Sie gibt mir etwas Petroleum. Ich mache eine Lausekappe, wie wir es im Rote-Kreuz-Lehrgang gelernt haben. Nachdem der Kopf mit Petroleum befeuchtet wurde, sind am nächsten Tag die Läuse tot, aber Hannis Kopfhaut hängt in Fetzen herunter. Vielleicht war auch die Tabaklauge zu scharf, die Frau Storm noch zum Waschen empfahl.

Was gegen die Kleiderläuse unternehmen? Herr Krampitz rät, die Wäsche, wir haben nur das Nötigste, jeden Tag zu wechseln und zu kochen und die Wollsachen nach dem Brotbacken im Karton in den Backofen zu schieben. Als Mumien kommen die Plagegeister wieder heraus.

Die Mädchen gehen über den Berg zum Rübenhacken. Plötzlich sind die Russen da. Ich höre das Geknatter ihrer Gewehre in der Nähe des Hauses. Legen sie auf die Mädchen an? Aber sie haben sie nicht gesehen. Das Fell eines geschlachteten Kalbs liegt im Feld und wird vom Wind bewegt. Das war das Ziel. Einer von ihnen lehnt derweil stark betrunken an der Küchentür. Er sieht mir beim Abwaschen zu. Herr schütze die Mädchen und auch uns! Er geht endlich schwankend hinaus.

Wieder Alarm. Russen kommen. Die Mädchen werden mit Hacken, als gingen sie zur Arbeit, ins Feld geschickt. Sie sollen sich im Korn verstecken. Sie suchen Mädchen im Nachbarhaus. Sie sprechen mit einer Baltin, die russisch kann. Wird sie die Mädchen verraten? Nein, sie hat Erbarmen.

Der Nachbarbauer hält seine Tochter während des Frühjahrs und auch im Sommer versteckt. Ein Flüchtlingsehepaar hat seine jugendliche Tochter in Jungenkleidung gesteckt.

Es wird dunkel, ich stehe am Bett meiner Mutter und bete. Ein gutes Wort von ihr ist schon ein Trost. Da kommen sie herein. Einer leuchtet mir ins Gesicht. Aber als er meine vergrämten Züge sieht, geht er.

Als der Morgen graut, gehen Horst und ich mit etwas Essbarem und Kaffee los, um es den Mädchen im Feld zu bringen. Horst führt als Vorwand eine Kuh am Strick. Leise

rufend gehen wir am Kornfeld entlang. Wir finden sie und gehen zurück. Als wir auf die Höhe kommen, o Schreck, da nähert sich vom Haus her ein Russe. Ahnt er etwas, hat er uns beobachtet? Aber er sucht 'Korowa', Kühe. Wir gehen an ihm vorbei. Horst fürchtet, er könne aus meinem verstörten Gesicht alles ablesen.

Die Zeit der Roggenernte ist da. Ein russisches Erntekommando, aus einigen Offizieren und Mannschaften bestehend, nimmt im Dorf Quartier. In jedem Haus werden Arbeitskräfte bestimmt, die morgens von einem Russen mit geschultertem Gewehr zur Arbeit abgeholt werden. Die Mädchen müssen gehen, ich kann bei den Kleinen und der kranken Mutter bleiben.

- 17 -

Wir werden 'Loenka' zugeteilt, einem jungen Russen. Wir lernen sein gutes Herz kennen. Unser erstes Zusammentreffen erschreckt mich genug. Ich komme vom Feld und sehe neben dem eingefahrenen Erntewagen Erika im Handgemenge mit einem Russen, aber er lässt von ihr ab und hat auch künftig niemand etwas zuleide getan. Ja, als eines Abends Russen ins Haus wollen, eilt Otto Krampitz heimlich ins Dorf und holt ihn. Er kommt und bringt seine Kameraden ruhig aber mit Erfolg hinaus.

Frau Storm hat alte Röcke und Unterröcke aus selbstgesponnenem Garn herausgesucht. Drollig sehen alle darin aus, aber uns ist nicht nach Lachen zu Mute. Die Erntearbeiter erhalten Mittagessen, gekochtes Schweinefleisch mit Kartoffeln. Und etwas sehr Kostbares steht auf einer Untertasse auf dem im Freien aufgestellten langen Holztisch: Salz! Viele unsaubere Finger greifen hinein. Ich habe es gesehen, als ich einmal für die an einer Halsentzündung erkrankten Erika einspringen musste. Loenka ließ sich überzeugen, dass sie krank war und Fieber hatte.

Das Zimmer schwirrt von Fliegen, die wir dann und wann mit Wermutbüscheln rauszujagen versuchen. Geduldig vertreibt Mutter sie mit einem kleinen Zweig von Gesicht und Händen.

Der Pfarrer ist im Dorf. An seiner alten Ehefrau hat sich ein junger Russe vergangen. Die Tochter war gerade am Tag des feindlichen Einbruchs nach Kolberg gefahren und ist seitdem verschwunden. Jeden Sonntag hält er Gottesdienst, zuerst im Pfarrhaus, wir sitzen auf den Treppenstufen, dann in der Kirche. Welch ein Geschenk, ruhig im Gotteshaus sitzen zu können und das tröstliche Gotteswort zu hören. Einmal singt sogar ein Chor: "Der Herr ist mein getreuer Hirte." Fast möchte man in diesem Frieden das Grauen da draußen vergessen. Einmal kommt ein Russe während des Gottesdienstes herein. Er nimmt seine Mütze ab, setzt sich mit dem Gewehr in der Hand und blickt etwas unsicher und verstört um sich. Auch polnische Soldaten kommen gelegentlich herein. Sie gehen zum Altar, knien nieder und beten. Das hindert sie aber nicht, in unser Haus einzufallen und zu plündern.

Wir versuchen vor dem nicht aufgehörenden Plünderungen zu retten, was zu retten ist. Zuerst nahm man Gold, Ringe, Ketten, dann die Photoapparate, Füller, dann saubere Wäsche und Kleider, schließlich auch unsaubere und beschädigte Stücke. Krampitz hängen Mäntel und Jacken mit aufgerissenem Futter nach außen hin. Lange blieben sie da, einmal wurden sie doch mitgenommen. Wir verstecken den sehr begehrten Kamm oben auf der Gardinenstange, legen Wäsche zwischen Tischplatten, hinter Bildern an der Wand. Einen Schuh verstecken wir im Baum, den andern in der Laube.

Frau Schmidt hat ihre Uhr im Blumentopf vergraben. Ein Pole, der recht gut deutsch spricht, sucht im Kleiderschrank nach Schätzen. Er findet einen Irrigator, mit dem er nichts anzufangen weiß, und Frau Schmidts Pelzkragen, an dem sie sehr hängt. Sie bittet und fleht. Er besieht ihn genau und wirft ihn verächtlich in die Ecke: "Das ist vom wilden Hund!"

Die Ernte geht weiter. Wir haben gelernt, Roggen, Weizen, Hafer zu binden und die Garben in Hocken aufzustellen. Es geht ans Aufstaken und Abladen in der Scheune, man lernt alles, und es wäre recht schön ohne diese Angst vor den Russen. Jetzt beginnt das Dreschen. Man hat deutsche Soldaten geholt, die die zerstörten elektrischen Leitungen wieder in Ordnung und die Dreschkästen in Gang bringen. Alle elektrischen Motoren werden von den Höfen geholt, stehen dann im Regen und verkommen. Den ganzen Tag hören wir in der Ferne das Surren der Dreschmaschinen.

- 18 -

Wenn es dunkel wird, gehe ich ihnen entgegen, damit sie nicht allein in der Nacht zurückkommen müssen, denn betrunkenen Russen machen die Straßen unsicher. Die Unruhe und Sorge lässt mich keinen Augenblick los. Ohne Gebet hätte ich es wohl nicht ertragen.

Eines Abends wird es sehr spät. Im Dunkeln suchen wir den Weg zu Storms Hof. Nachdem das letzte Stroh in der Scheune verbraucht war, verstecken sich die Mädchen auf dem leeren Heuboden und später im Heu. Längere Zeit hat Frau Storm sie über dem Hühnerstall in einem Winkel versteckt und Latten vor das Versteck genagelt. In dieser Nacht nun ist schon alles zur Ruhe gegangen, als wir ankommen. Frl. Storm ist allein im Heu versteckt. Die Leiter ist hochgezogen, die Tür oben verschlossen. Erika und Hanni müssen nun ins Zimmer kommen. Möge Gott sie schützen. Plötzlich klopft Tante Marie (Erikas Schwiegermutter) nebenan. Es sind Russen auf dem Hof. Alles ist wach. Mit klopfendem Herzen liege ich auf den Knien und rufe Gott um Hilfe an. Tante Marie sieht durch einen Spalt der Fensterläden: "Jetzt geht einer in die Scheune, er holt die kleine Leiter vom Dreschkasten. Von ihrem Wagen aus legen sie an, kriegen oben die Lukentür auf und steigen auf den Heuboden." Das arme Fräulein Storm! Lange Zeit kann man nichts sehen. Jetzt laden sie etwas auf den Wagen. Da, ein leiser Schrei von Tante Marie: "Ich habe Christel Storm schreien hören. Sie haben sie auf den Wagen geworfen." Der Wagen rollt schnell davon. Wir sind alle auf. Frau Storm eilt ums Haus, ins Feld in den Garten und ruft verzweifelt nach ihrem Kind. Nichts! O, diese furchtbare Ungewissheit. Grau kommt endlich der Morgen. Mit grauen, übernachtigten Gesichtern gehen alle ihrer Arbeit nach.

Keiner mag sprechen Horst bringt wie jeden Morgen die beiden verbliebenen Kühe auf die Weide. Er kommt nach einer Weile zurück und sagt in seiner ruhigen Art zu uns: "Mutti, Christel Storm ist da. Sie saß in einer Kornstiege." Frau Storm kommt mit ihrer Tochter, die berichtet. Sie hatte sich hinter dem Heu schlafen gelegt. Plötzlich hörte sie das Geräusch der Russen, die im Heu suchen. Sie finden einen dort versteckten Nähtisch und andere Sachen und suchen eifrig weiter. Christel in ihrer Angst kann es nicht weiter ertragen. Sie springt aus ihrem Versteck und ruft: "Nehmt alles!" Springt flink die Luke hinunter, wo man das Heu in den Stall wirft, eilt aus der Tür und ins Feld. Die zunächst verdutzten Soldaten laufen hinterher, können sie aber in der Dunkelheit nicht finden und kehren auf den Heuboden

zurück. Da finden sie noch mehrere Koffer von Storms, meiner Schwester und unsere letzten Kleidungsstücke.

Hanni hat nun nichts mehr als einen Männerdrillichanzug, den ihr Frau Storm zum Dreschen gegeben hat und den sie auf dem Leibe trägt. Frau Storm aber lässt uns nicht im Stich. Sie holt Sachen heraus von sich und andern, die Flüchtlinge zurückgelassen haben. Wir trennen auf, machen Schnitte und nähen für jeden etwas zusammen.

Meine Mutter sagt: "Ihr müsst weg! Wenn es so weiter geht, habt ihr im Winter nichts mehr anzuziehen."

Ja, könnten wir weg! An einem Sonntag scheint es los zu gehen. Ein polnischer Soldat fährt mit dem Fahrrad von Haus zu Haus: "Alle Deutschen weg, hinter die Oder!" Wie gerne wollte ich so weit laufen. Am Abend beginnt eine wilde Packerei. Wir helfen Frau Storm Geschirr und Esswaren in Körben verpackt im Korn verstecken. Um Mitternacht geht es los. Storms und Krampitz' haben einen hohen Leiterwagen voll gepackt. Mutter und die kleinen Jungen von Erika kommen auch rauf. Horst und Otto führen die Kühe, Herr Krampitz führt die Zügel. Erika schiebt ihren Kinderwagen. Wir tragen jeder ein Bündelchen.

- 19 -

So setzt sich der Zug im Dunkeln in Bewegung vom Hof den Landweg hinter dem Gehöft entlang, durch die Senke. O Schreck, ein Rad vom Kinderwagen geht verloren. Wieder den Abhang hoch bis ins nächste Dorf. Bei Storms Verwandten gehen wir in die Scheune und legen uns müde aufs Stroh. Als der Morgen dämmt, kommt plötzlich Herr Storm: "Wir können alle zurück. Es war nur eine List der Polen, um ungestört räubern zu können." In mir ist eine leise Enttäuschung. Ich kann mich nicht über die Rückkehr freuen, hoffe ich doch, endlich den Weg über die Oder und damit in die Freiheit antreten zu können.

Der Sommer schreitet vor. Tante Erika will durchaus nach Kolberg, um zu sehen, ob in Mutters Wohnung noch Habseligkeiten zu finden sind. Mutter, die zu alt ist, um die Verhältnisse noch beurteilen zu können, unterstützt sie und meint: "Ach ja, vielleicht könnt ihr mir aus einer Bäckerei Weißbrot mitbringen oder etwas Eingemachtes aus meinem Keller, eine Flasche Blaubeeren." Ich habe keine Hoffnung, in Kolberg etwas zu finden. Da ich aber meine zehn Jahre jüngere Schwester nicht allein durch alle Gefahren gehen lassen will, entschliefte ich mich, mitzugehen. Frau Krampitz, die vielleicht hofft, einige Schätze zu finden, schließt sich an. Das ist eine gute Hilfe, denn sie hat Erfahrung im Umgang mit den Russen und kann ihre Sprache sprechen.

Früh morgens um drei Uhr soll es losgehen. Die letzten Russen sind nun wohl von der Straße, und die Polen ruhen noch. Wir haben Schürzen über die Kostüme gezogen und Tücher um den Kopf gebunden. Es ist noch dunkel, Stille überall, kein Mensch zu sehen. Schweigend gehen wir dahin. Auch das nächste Dorf ist noch wie ausgestorben. Jetzt kommt ein einzelner Russe uns entgegen, einen Berg herunter. Er nimmt kaum Notiz von uns. Doch da, wir sind gerade neben einigen Häusern, kommt auf der Chaussee ein langer Zug Wagen mit je einem Russen darauf gefahren. Erschrocken will Erika in ein Haus flüchten. Aber Frau Krampitz sagt: "Ruhig weiter, sie werden sonst misstrauisch!" Mit gesenktem Kopf gehen wir, äußerlich ruhig, doch mit pochendem Herzen an der Wagenkolonne vorbei. Alles geht gut. Wir atmen auf und gehen Stunde um Stunde. Längst haben wir die Schuhe in die Hand genommen und

laufen barfuss. Einmal treffen wir einige junge Frauen aus Kolberg. Sie sehen nett angezogen aus. Wir wundern uns. Sie wollen aufs Land, um Essbares zu erhandeln. Auch zu Storms kam dann und wann ein Kolberger, der gegen ein wenig des begehrten Salzes, das er mitbrachte, wohl aus zerstörten und verlassenen Läden, Brot oder Speck eintauschte. Bei allen einzelnen Häusern und Dörfern dasselbe Bild: Verwüstung, Unordnung, Not. Bei dem Dorf **Sellnow** ist ein Fuhrpark für Kraftwagen eingerichtet. Hier sieht man viele Soldaten, sie hungern vor den Häusern herum oder stehen Wache. Doch niemand belästigt uns. Bedrückend ist für uns der Anblick einer Reihe deutscher gefangener Soldaten. Abgemagert, kahl geschoren gehen sie mit Blechnäpfen in der Hand zum Essenempfang.

Allmählich, es ist wohl 10.30 Uhr. kommen wir Kolberg näher. Welch ein trauriger Anblick! Die Kirchtürme fast alle zerstört, nur der der Münderkirche steht. Die drei Spitzen des Doms sind wie abrasiert. Nur das wuchtige Turmmassiv steht, wenn auch oben etwas angenagt. In Karlsberg sind viele Gebäude durch Geschosse zerstört. Immer näher kommen wir der Stadt. Jetzt gehen wir durch eine der Ausfahrtstraßen. Die Sonne scheint, es ist ein schöner Sommertag. Die neuen kleinen Häuschen sind erhalten geblieben, aber alles ohne Leben, vernachlässigt. Ein älterer Mann kommt uns mit einem Wägelchen entgegen. Als er neben uns ist, erkennen wir Herrn Sielaff aus der Nettelbeckstraße.

-20-

Er hat sich einen Kinnbart wachsen lassen und sieht alt und elend aus. Er erzählt, dass seine Frau in der Kaserne bei den Russen Küchendienst macht. Sie leben hier draußen in einem der Häuschen. Er sucht in den Kellern nach Feuerung. Die Häuser in der Vorstadt sind zum größten Teil zerstört. Kein Mensch scheint hier zu leben. Die Brücken bei den Mühlen wurden wohl gesprengt und sind jetzt notdürftig ausgebessert. Ein russischer Matrose fährt mit einem Pferdefuhrwerk hinüber. In der Baustraße ist auch das meiste zerstört. Aber aus dem Hause des früheren Mühlenbesitzers klingt Klaviermusik. In den Speichern der Mühle sehen wir Möbel aufgeschichtet, die in Latten verpackt sind. Jetzt kommt rechts das Haus mit dem Bäckerladen, in dem wir einkauften. Ein junger Bäcker Geselle sitzt auf den Türstufen. Die oberen Stockwerke fehlen. Erika fragt ihn, getreu ihrem Auftrag, ob sie nicht ein kleines Weizenbrot für die alte kranke Großmutter bekommen könne. Er lacht: "Bloß für Polen!" Das schöne alte Patrizierhaus neben dem Schwibbogen ist nur noch ein Trümmerhaufen. Auch der Schwibbogen ist mit Trümmern angefüllt. Frauen sind hier bei Aufräumarbeiten, ebenso auch in der Sattlerstraße. Frau Krampitz blieb an der Persante zurück, wo man Einwohner beim Wasserholen sah.

Jetzt stehen wir beide auf dem Marktplatz. Das Rathaus steht noch, aber ringsherum Trümmer. Von dem Kaufhaus Zeek steht das Eisen- und Betongerippe. Wir haben gehört, dass im Rathaus eine Poststelle sei. Wir wollen versuchen, vielleicht Briefe von Paul, Evi oder Onkel Werner zu finden. Nichts! Wir gehen die Börsenstraße entlang. In dem Haus des Kaufmanns Ludwig scheinen große Geschosse eingeschlagen zu sein, auch Börsenstraße 18, unser früheres Wohnhaus hat Treffer erhalten. Tante Erika findet vor einem Haus einen Rucksack mit Wolle, den sie mitnimmt.

Der Schweinemarkt steht voller Fahrzeuge, die Straße von Mutters Haus zur Kummerstraße ist verbarrikadiert. Wir müssen hinuntergehen bis zur Wallstraße. Im

Fleischerladen hängt noch ein angekohltes halbes Rind. Im Nettelbeckpark sehen wir Panzersperren. Unser Haus in der Nettelbeckstraße ist nur eine Steinpyramide, die oben von einer Badewanne gekrönt wird. Vor der Tür steht ein brauner Kakaotopf, den ich mitnehme. Wir gehen herum, um vom Hof aus in den Keller zu sehen. Alles ausgebrannt, leer.

Vor den Räumen der ehemaligen Autowerkstätten von Lewerenz steht ein Posten, man hört das Lärmen der Schmiede und Schlosser. Die Russen haben die Werkstätten übernommen. Ich sehe, wie der Russe uns beobachtet und immer näher kommt. "Erika, komm!"

Wir gehen am Nettelbeckpark entlang und können durch den nun von Trümmern befreiten Schwibbogen gehen. Wir stehen am Dom. In das Dach des Anbaus scheint ein großes Geschoß gefahren zu sein. Das große Domdach ist ins Kirchenschiff gestürzt. Nur Nettelbeck und Gneisenau reichen sich wie eh und je die Hand.

In der Münderstraße Trümmer, aus denen die Weidenröschen, Trümmerblumen, herauswachsen. Nur das alte Patrizierhaus an der linken Seite mit der Freitreppe ist erhalten geblieben. Es wird von Polen bewacht. Auf dem Kaiserplatz, der traurig aussieht mit seinen beschädigten Bäumen, treffen wir einen kleinen Bahnbeamten, einen Deutschen. Er erzählt uns, dass einige Züge gehen und er arbeite. Er rät uns davon ab, auf die Münde zu gehen, dort seien viele Russen. Niedergeschlagen gehen wir zurück durch unsere einst so schöne Heimatstadt. Frau Krampitz erwartet uns.

-21 -

Sie hat einiges, was ihr mitnehmenswert erscheint, in der Tasche. Jetzt kommt eine ältere Frau. Erika erkennt Fräulein Müller. Sie freut sich sehr, uns zu treffen und bittet uns, mit ins Haus zu kommen, dort sei zwar eine russische Kommandantur, aber die Soldaten seien ihr bekannt und würden uns nichts zuleide tun. Einige sitzen auf der Erde vor der Tür und fragen uns lachend nach unsern Männern, lassen uns aber gehen. Fräulein Müller sieht erschreckend dünn und verhungert aus. Sie gibt uns zu trinken und kann uns nicht genug danken für die Stulle von Frau Storm, die wir ihr geben. Unser Brot ist auch nass und schwer. Das Korn wurde eingeweicht und durch die Fleischmaschine gedreht. Aber für sie ist es eine große Kostbarkeit, zumal auch wohl Fett und vielleicht sogar Wurst darauf sind.

Wir machen uns am Nachmittag auf den Heinweg. Es ist warm und sonnig. Ich finde es zu heiß und möchte mal mein Kopftuch abnehmen, aber streng weist mich meine Schwester zurecht: "Behalte es um, sonst siehst du zu jung aus!" Wir haben wieder 25 km zurückgelegt. Nach einiger Zeit kommen uns die jungen Frauen, die wir auf dem Hinweg trafen, eilig und mit allen Anzeichen des Schreckens entgegen. Sie weisen auf ein am Wege stehendes Haus und warnen uns, dort vorbeizugehen, es sei von Russen besetzt, die sie belästigt hätten. Uns bleibt aber kein anderer Weg. Im Straßengraben liegt ein Auto, aus dem Erika noch mit einem Messer den Bezug des Sitzes löst, um eine Hose für einen ihrer Jungen daraus zu nähen. Ich trage lange Bänder von Butterpapier, die wir gefunden haben. Sie sollen ausgewaschen, getrocknet und verwendet werden, denn Papier ist knapp. Gebeugt, bestaubt, barfuss, die Kopftücher tief ins Gesicht gezogen, gehen wir zitternden Herzens mit dem Gebet um Gottes Hilfe an dem berüchtigten Haus vorbei. Ja, da treten zwei Soldaten heraus. Sie mustern

unsere jämmerlichen Gestalten und lassen uns ziehen. Gott sei Dank!

Im Gariner Fichtenwald suchen Menschen nach Pilzen. Da, plötzlich kommt uns ein Ackerwagen mit Soldaten entgegen. Kurz vor uns ruft der Kutscher "stoi!" und hält an. Herr Gott, hilf uns! Er lässt uns vorüber. Wir tragen die Schuhe in der Hand, die Straße ist heiß, und die Fußsohlen brennen und schmerzen allmählich. In **Sellnow** bleiben wir im Graben sitzen, während Erika kurz zu Radmers (Simözel) geht, bei denen wir vorher waren. Allmählich neigt sich der Tag, und als wir durch **Gervin** gehen, wird es schon schummerig.

Als wir den Landweg zu Storms Haus einschlagen, hören wir in der Gegend des Hauses Schüsse. Obgleich so ermüdet durch den anstrengenden, langen Marsch, beschleunigen wir unseren Schritt. Ein großer, schlanker Russe jagt auf einem Pferd vorbei. Wild schießt er ziellos in die Gegend. Bei Storms herrscht Unruhe. Plündernde Soldaten haben den Hof wieder einmal heimgesucht und in einem Stall Pakete mit Kleidungsstücken gefunden, die frühere Flüchtlinge dort versteckten. Mutter ist enttäuscht, dass wir nichts mitgebracht haben, sie kann nicht verstehen, dass alles zerstört und verloren ist. Wir sind sehr müde und gehen zur Ruhe.

Der Mangel an Salz ist schlimm. - Es wird heimlich eine Kuh geschlachtet. Aber womit salzen? Die erfahrenen Krampitz' wissen Rat. Zuerst kocht Frau Krampitz aus Viehsalz halbwegs brauchbares Speisesalz. Als das zu Ende geht, versuchen sie es mit Kunstdünger. Das neue Produkt bekommt dem Körper überhaupt nicht. Alle haben Durchfall, und beim Kornbinden bekommen wir überall an den Händen Blasen. Der Arzt, den Hanni im Nachbardorf aufsucht, schimpft: "Wenn ihr den Dreck esst, seht zu, wie ihr es heil kriegt!"

-22-

Wir haben immer noch Kartoffeln. Storms buttern jeden Morgen, d.h. Tante Marie mit Hanni. Einmal wird in der Wagenremise ein Schwein geschlachtet. Storms geben uns von allem ab, was sie haben.

Dann muss eine Gans dran glauben. Aber wie lange wird das gehen? Russen und Polen holen sich immer wieder, was sie brauchen.

Tante Erika möchte mal nach Stolzenberg, um zu sehen, wie es Tante Alma geht. Mutter unterstützt diesen Plan. Sie meint, dort besser aufgehoben zu sein. (Tante Alma ist eine Nichte von Mutter.)

Nach einer Landkarte prägen wir uns den Weg und die zu passierenden Ortschaften ein. Dann machen wir uns, versorgt mit einigen Gurken, auf den Weg. Es muss 1945 wohl einen besonders schönen Sommer gegeben haben. Auch an diesem Tag haben wir schönes Wetter nach einem heftigen Gewitter an einem der Vortage. Wir gehen wieder in der gewohnten Verkleidung. Im nächsten Dorf sehen wir ein schönes, neues Schulhaus, das von Russen besetzt ist, die aus dem Fenster sehen und uns etwas zurufen. Wir sehen ein niedergebranntes Gut. Bei Deutschen, die wir treffen, erkundigen wir uns nach dem Weg. Ein weites Stück Weg führt durch Wald. Ohne Hindernis erreichen wir **Stolzenberg** vor dem Abend. In der Apotheke sprechen wir mit dem Besitzer, Herrn Wellmann. Er sieht in seiner blauen Leinenjacke fast friedensmäßig aus.

Auf einer Straßenkreuzung steht ein junger Mongole Wache. Wir kommen zu Tante

Almas Haus und treffen sie mit Heidchen zu unserer Freude an. Beide sehen sehr schmal aus. Tante Alma erscheint mir richtig vornehm in ihrem sauberen, ordentlichen Kleid. Beide sind sehr freundlich zu uns, und Tante Alma tut uns alles erdenklich Gute an. Zum Abendbrot gibt es Kartoffeln und Milchsuppe. Wir können in Betten schlafen. Welch ein Genuss! Mich beunruhigt nur immer der Gedanke, wie es Mutter und den Kindern inzwischen gehen mag. Tante Alma hat ein schönes Haus, dessen Erdgeschoß, ihre eigentliche Wohnung, von einem polnischen Sekretär bewohnt wird. Sie muss diese Räume in Ordnung halten und erhält von diesem freundlichen Menschen allerlei Lebensmittel: Zucker, Salz, Stärke und Fleisch, wenn die Polen schlachten. Sie sagt, dass sie Mutter bei sich aufnehmen will, wenn wir zu Fuß nach dem Westen gehen wollen, oder besser nach Belgard, um mit der Bahn herauszukommen. Mutter sagt öfter: "So geht es doch nicht mit den Mädchen. Bringt mich zu Tante Alma!"

Am nächsten Morgen gehen wir zurück. Als wir in der Nähe eines Dorfes ein paar Brombeeren pflücken, wir sind schon recht müde, kommen ein paar Russen mit einem Ackerwagen angerattert. Sie halten und fragen, was wir hier tun. Wir antworten, wie wir es uns vorgenommen haben: "Raboti" -arbeiten und nennen den Namen des nächsten Dorfes. Sie weisen uns an, auf ihren Wagen zu klettern und fahren in der von uns eingeschlagenen Richtung weiter. Unterwegs spannen sie einem Deutschen ein besseres Pferd aus und nehmen es vor ihren Wagen. Verängstigt hocken wir auf dem Wagen. Da kommt im nächsten Dorf Hilfe. Ein Offizier hält den Wagen an und gibt uns zu verstehen, dass wir aussteigen sollen. Befreit eilen wir weiter und kommen wohlbehalten in **Gervin** an, wo wir alle antreffen.

Erika hat sich einige Bücher von Tante Alma mitgebracht. Für mich ist es unverständlich, wie man sich damit herumtragen kann. Ich kann zwar gut gehen, aber das Tragen wird mir schwer. Als Mutter von den Verhältnissen bei Tante Alma hört und von ihrer Bereitschaft, sie aufzunehmen, ist sie entschlossen, sich dorthin zu begeben.

-23-

Eines Tages machen sich nun Tante Erika und Hanni auf, um Tante Alma nochmals aufzusuchen und alles mit ihr zu besprechen. Sie werden unterwegs in einem Dorf von den Polen angehalten und müssen helfen, die Dorfstraße zu reinigen. Sonst kommen sie unbehelligt zurück und bringen Tante Almas Bereitschaft mit, Mutter bei sich aufzunehmen.

Wir treffen nun Vorbereitungen, um wieder einmal aufzubrechen. Eine Bekannte will uns einen Wagen leihen, auf dem wir Mutter transportieren können. Die Angelegenheit wird immer dringender, da nach dem Erntekommando (Korn) ein russisches Kartoffelkommando einrückt und wir damit rechnen müssen, in den nächsten Tagen erneut registriert zu werden. Dann können wir kaum noch weg. So nähe ich einen kleinen Rucksack für Inge aus einer Schürze, in dem sie ihre paar neu genähten Sachen tragen kann. Für Horst gibt Frau Storm ein Paar hohe Schnürstiefel heraus. Wir suchen unsere übrig gebliebenen Schuhe zusammen, damit jeder Fußbekleidung hat, wenn auch manchmal von verschiedenen Paaren. Frau Storm redet uns zu, doch noch über Winter zu bleiben. Sie will uns gern noch mitverpflegen. Aber wir sind entschlossen, auch Mutter billigt unseren Entschluss.

Erika (Schwester) und ich gehen zum russischen Kommandanten, um uns Pässe zu

besorgen. Wir erhalten sie auch. Frau Storm gibt uns als Verpflegung einige Brote mit, außerdem etwas Salz, Fett, Wurst und Speck. Da wir fürchten, die Fettigkeiten durch Diebstahl zu verlieren, verteilen wir sie in kleinen Portionen eingenäht in unsern Kleidungsstücken. Nun kommt der schwere Abschied von Mutter. Könnten wir irgendeine Fahrmöglichkeit auftreiben, um sie die 50 km nach Belgard zu bringen! Wir versuchen es beim polnischen Bürgermeister. Es ist ein junger Werkstudent. Herr Storm ist bei ihm gut angeschrieben, hat ihn wohl vorher als Landarbeiter gut behandelt. Wir treffen ihn im Wohnzimmer, das mit allerlei pompösen zusammengetragenen Möbeln und Bildern ausgestattet ist. Er wiegt ein kleines Baby auf den Knien. Seine rotblonde Berliner Frau steht dabei. Auf unsere Bitte, uns einen polnischen Soldaten mitzugeben, damit ein geliehener Wagen mit Pferd wieder heil zurückkommt, meint er nur bitter, ihm habe während einer Blinddarmentzündung kein Deutscher Hilfe geleistet. Traurig gehen wir wieder zurück. Mutter ist still und mit allem einverstanden. So fahren Erika und ich sie an einem schönen Herbsttag auf einem Ziehwagen den weiten Weg nach Stolzenberg. Tante Alma richtet ein Bett und nimmt sie auf. Am nächsten Morgen heißt es scheiden. Wir sollen sie nicht wieder sehen. Mutter, die sonst so Lebhaftige, sitzt still und bewegungslos da.

Bei Storms werden die letzten Vorbereitungen getroffen. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, machen wir uns in Richtung Belgard auf. Vater Röder hat sich von Bekannten ein notdürftig hergerichtetes Fahrrad beschafft, mit dem er seinen Koffer transportieren kann. Es ist ein schöner sonniger Septembertag, als wir uns auf den Weg machen. Vater Röder mit dem Rad und Koffer, daneben Mutter Röder, Tante Erika mit dem Kinderwagen mit Wolfgang und Ulrich, Inge, Hanni, Erika, ich und Horst. Das Herz ist schwer und wir wissen nicht, was uns noch bevorsteht. Schon im nächsten Dorf werden wir von polnischen Soldaten angehalten. Wir zeigen unsere polnischen Papiere vor. Man lässt uns weiterziehen. Langsam geht es vorwärts. Eine Frau in mittleren Jahren hat sich uns in Gervin angeschlossen. In einem Ort lässt Tante Erika ihre schweren polnischen Stiefel zurück. Wir essen eine Kleinigkeit von unserm Brot, und weiter geht es. Wir kommen an dem herrlichen Kämitzsee mit seinen schönen Wäldern vorüber, dem einstigen Ziel so schöner Ausflüge von Kolberg aus. Wir nähern uns Groß Jestin. Hier bleibt unsere Begleiterin zurück.

-24-

Sie trug kleine spitze Schuhe und war wohl erschöpft. Hinter dem Ort rasten wir etwas. Als wir weitergehen, bald in Mallnow sind, merken wir, dass Horst sein Köfferchen stehen gelassen hat. Er muss zurück, um es zu holen. Als wir uns Klein Poblów nähern, kommt uns ein polnischer, elegant aussehender Offizier auf einem schönen Goldfuchs entgegen geritten. Er hält an, mustert uns und sagt großzügig, wir sollten in den Ort gehen, man würde uns Quartier geben. Wir gehen weiter und treffen auf das Inspektorenhaus. Ich kenne Frau Busch, die Inspektorenfrau von unserer Groß Jestiner Zeit her. Wir treffen eine abgehärmte, blasse ältere Frau. Sie erzählt mir, dass man ihren Mann, eine stattliche Gestalt, ihren Stolz, in der Nähe des Hauses erschossen hat, und zeigt uns den Platz an der Mauer, wo er begraben liegt. Er war ihr ganzer Lebensinhalt.

Frau Busch ist gleich bereit, uns im Inspektorhaus über Nacht aufzunehmen. Platz hat sie wenig, überall polnische Soldaten, von denen wir den einen fließend deutsch sprechen hören. Wir bekommen jeder zum Abendbrot am in der Diele gedeckten Tisch einen Teller köstliche Milchsuppe und können uns auf dem freien Boden zur Ruhe

legen. Die Nacht verläuft ohne Störungen. Gott sei Dank!

Am folgenden Morgen hat sich das Wetter gründlich geändert. Es gießt vom grauen Himmel in Strömen herab. Wir essen erst einmal wieder einen Teller Suppe und dazu ein Stück von unserm mitgebrachten Brot. Allmählich ist der Regen in leichtes Tröpfeln übergegangen. Wir machen uns auf den Weg. Kilometer um Kilometer ziehen wir dahin. Plötzlich sehen wir, wie Erika und Hanni, die vorausgegangen sind, ihre Bündel auf einen LKW werfen, der neben ihnen hält, und dann aufspringen. Schreck und Sorge! Was hat das zu bedeuten? Später an einer Straßenkreuzung finden wir sie wieder. Polen haben sie mitgenommen und wieder abgesetzt, weil sie einen anderen Weg fahren mussten. Ich bin froh und dankbar, sie heil und unverseht vor mir zu sehen.

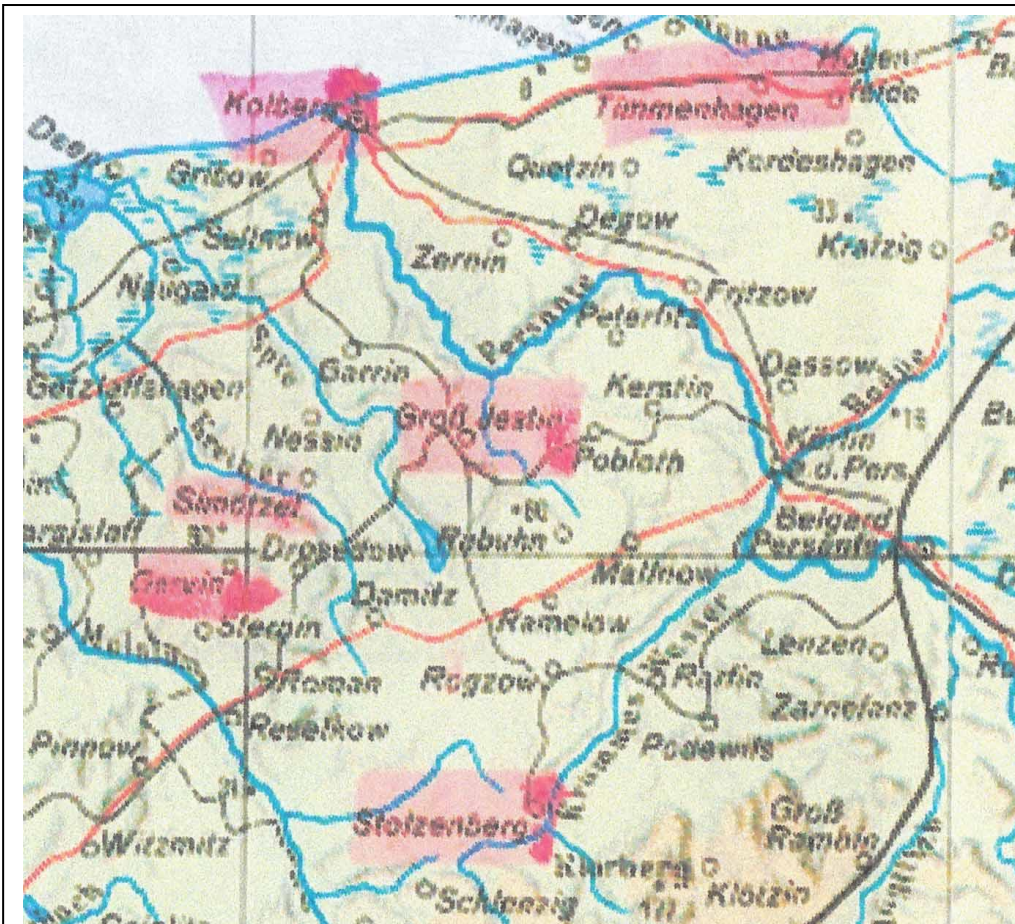
Nach einiger Zeit hält ein großer Russe mit einem kleinen Bus neben uns. Mit einer Handbewegung fordert er uns auf, hinten einzusteigen. Vielleicht hat ihm Tante Erika mit ihrem Kinderwagen leid getan. Wir finden alle Platz. In Körlin steigen Tante Erika und ich aus, um die nötigen Papiere auf dem Kreisamt zu besorgen. Dass wir es wagten, die Kinder alle mit dem Auto weiterfahren zu lassen, ist mir heute unverständlich. Der Russe verspricht, sie in Belgard abzusetzen. Auf dem Marktplatz wollen wir uns treffen. Wir erhalten die Papiere. In Körlin treffen wir auch Tante und Onkel Röder wieder, die mit ihrem provisorischen Rad nicht im Auto mitfahren konnten. Gemeinsam machen wir uns auf das letzte Stück des Weges nach Belgard. Dort kommen wir an Kasernen vorbei, die voller russischer Soldaten sind.

Hier sehen wir auch wieder Schaufenster, in denen eine Auswahl von Waren liegt, sei es beim Bäcker, Fleischer, Kolonialwarenhändler. Wir sehen auch einzelne recht gut gekleidete Menschen auf der Straße. Aber jede Frau, die ich anspreche, ist Polin. Endlich sehe ich eine Frau mittleren Alters mit dunklem Kopftuch in mitgenommener Kleidung, die gemeinsam mit einem barfüßigen Jungen einen Handwagen auf der Straße zieht. Es ist eine Deutsche mit abgezehrten, traurigen Gesichtszügen, die mir Bescheid gibt. Dort auf dem Marktplatz angekommen, sehen wir zu unserer Freude Erika, Hanni, Horst und Inge mit ihren Bündelchen auf einem Treppenpodest sitzen. Nun fragen wir uns zum Bahnhof durch. Erika und ich gehen hinein, um Fahrkarten nach Berlin zu erhalten.

-25-

Wir hoffen, dass man sie uns auf Grund der polnischen Ausweisungspapiere umsonst gibt. Ein Beamter reicht sie uns und verlangt 5 Sloty. Mir wird siedendheiß. Ist nun alles wieder verloren? Ich habe nur 5 Sloty, die uns einmal ein Pole schenkte. Wir zeigen erneut unsere Papiere und versuchen zu erklären, dass wir doch raus sollen. Der Beamte spricht mit einem anderen und nach längerem Palaver lässt man uns gehen. Erleichtert kehren wir zu den andern zurück. Da hat Onkel Röder ein kleines Abenteuer zu bestehen gehabt. Er hatte von seinem Geld in Gervin einiges in Sloty umgetauscht und wollte nun seinen Enkeln eine Freude machen. Er geht in einen Kiosk, um ein paar Bonbons zu kaufen. Da wird er von einem Polen angepöbelt und fast verhauen. Nun nehmen wir unser kleines Gepäck und gehen zur Sperre. Sie steht offen. Auf unsere Frage nach einem Zug nach Berlin weist man uns zu einem kleineren Zug, der auf einem entfernten Gleis steht. Wir gehen über die Geleise und steigen in einen fremd aussehenden Wagen. Da im Abteil noch Plätze frei sind, setze ich mich mit den Kindern. Röders bleiben mit dem Kinderwagen im Vorraum. Später erfahre ich,

dass Deutsche gar nicht das Recht haben, in das Personenabteil zu gehen. Ich bin in Sorge um Hanni und Erika, da sie neben einem russischen Marineoffizier mit seinem Burschen sitzen. Der Offizier lässt sie aber nach einem missglückten Annäherungsversuch in Ruhe. Beide Soldaten beginnen ein Weißbrot, Butter und Konserven zu schmausen.



Alle bisher benannten Orte sind (fast alle) auf dem Karteausschnitt zu sehen, Körlin (heute Karlino) und Belgard (heute Bialogard) sind nicht markiert

Der Wagen ist inzwischen gefüllt. Der Platz zwischen den Bänken ist mit Koffern und Gepäckstücken angefüllt. In den Vorraum ist noch eine Gruppe Flüchtlinge aus Danzig gekommen. Ein großer schlanker Mann betreut sie. Der Zug rollt in den düsteren Abend. Beleuchtung gibt es nicht. Mir gegenüber sitzt eine jüngere Frau mit einem Kind. Als wir etwas essen, merke ich, dass es ihr an Salz fehlt. Ich gebe ihr ein Löffelchen von der wertvollen Würze, die Frau Storm jedem ihrer Flüchtlinge mitgab. Sie reicht mir zwei wertvolle trockene Brotschnitten. So tauschen Polin und Deutsche die uralten Geschenke der Gastfreundschaft.

Zwei Herren sitzen uns gegenüber. Der eine spricht mich an. Wir kommen ins Gespräch. Er sagt, dass er polnischer Lehrer sei und helfen soll, das polnische Schulsystem zu regeln. Er meint, wir hätten nun die sieben fetten Jahre hinter uns und

müssten nun die sieben mageren Jahre bewältigen. Er notiert sich das Sprichwort: "Der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach." Er rät uns, nicht über Stargard hinaus zu fahren, es sei gefährlich in der Nacht. In Stargard wäre in der Bahnhofswache ein Schutz für uns. Erika ruft mich raus, warnt mich, nicht durch unvorsichtiges Reden in Gefahr zu kommen. Wir bleiben in Stargard im Zug. Die Herren steigen aus.

Weiter rollt der Zug durch die Nacht. Plötzlich gehen Männer mit Taschenlampen durch die Wagen, leuchten die Gepäckstücke an. Nach einer Weile wird es im Vorraum unruhig. Finstere Gestalten, unter ihnen eine Frau mit grünem Kopftuch und gierigen Augen, ich erkenne es im Schein ihrer Taschenlampen, machen sich an die dort stehenden Frauen heran und versuchen, ihnen ihre wenigen Habseligkeiten zu entreißen. Tante Marie wird geschlagen, weil sie ihren Mantel nicht ausziehen will. Man reißt den Frauen die kleinen Beutelchen mit Wertgegenständen vom Hals. Erika wirft mir ein Gepäckstück zu. Wildes Schreien unter den überfallenen. Eine Frau tritt in die offene Tür: "Capitano, capitano, hilfe, hilfe!" bittet sie den in unserm Abteil sitzenden Marineoffizier. Der steht gemächlich auf, tritt langsam in die Türöffnung und richtet seine Pistole auf die Räuber. Husch, ist der Spuk verschwunden.

-26-

Ich weiß nicht, wie das Gesindel in den fahrenden Zug kommt und wieder verschwunden ist. Dieser Auftritt wiederholt sich mehrmals. Nun beginnt draußen ein Höllenkonzert; Schüsse peitschen, Überfallene schreien, Hilferufe, Laufen. Wir beten mit zitterndem Herzen. Endlich, endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Die Banditen bleiben zurück. Wir hören, man hat vergewaltigt, geräubert, geschlagen, geschossen. Einen Mann zog man nackt aus. Auf inständiges Bitten hin ließ man ihm die Unterhose. Im tiefsten Dunkel (Morgengrauen) ging es durch **Stettin** über die Oder.

Im Morgengrauen erreichen wir Scheune, die Grenzstation vor dem mitteldeutschen Gebiet. Wir verlassen alle den Zug, der weiterfährt. Noch einmal stürzen sich polnische Soldaten und dunkle Elemente auf die Flüchtlinge. Der lange Mann, Leiter der Königsberger Gruppe ruft immer wieder: "Zusammenschließen!" Wir sehen noch, wie man im Zug den Raub teilt. Fröstelnd stehen wir im schwachen Schimmer des nahenden Morgens. Immer wieder rolle ich meine Strümpfe auf, die ohne Halter sitzen. Die Kinder haben Durst. Meine Schwester Erika und ich machen sich auf den Weg durch den Ort, um etwas Trinkbares zu finden. Es ist ziemlich finster und kalt. Hier und da sitzen polnische Soldaten um ein Feuer. Man lässt uns aber in Ruhe. In einem Haus erhalten wir etwas Malzkaffee und kehren zurück. Als es hell wird, können wir in einen Zug nach Berlin einsteigen. Als er fährt, kommen wieder plündernde russische Soldaten. Einer greift in eine Tasche, findet nichts. Er versucht sein Heil in der Einkaufstasche einer anderen Frau, spuckt hinein und ruft verächtlich: "Deutsche Kultura!" Eine Gruppe Berliner Männer und Frauen, die wohl auf dem Lande Nahrungsmittel zu bekommen versuchten, sind im Wagen. Ich sehe, wie die Männer heimlich ihre Geldscheine in den Hosenbund stecken. Einem katholischen Geistlichen wird der Koffer entrissen. Er lamentiert und protestiert heftig. Den weiteren Ablauf habe ich vergessen.

Man hört, dass in Eberswalde eine strenge Kontrolle durch die Russen ausgeübt wird. Wer den dreieckigen Stempel nicht habe, werde aus dem Zug geworfen. Wir müssen

auf einem Bahnhof aussteigen. Es herrscht ein schlimmes Gedränge. Plötzlich ist Horst verschwunden. Ich erbebe. Wo und wie suchen? Ich kann nur beten. Schließlich stellt sich heraus, dass er bei Tante Erika geblieben ist. Endlich kommt das gefürchtete Eberswalde. Schon sind russische Posten mit Gewehren zwischen uns. "Pass! Pass!" Ein Blick hinein, dann müssen wir raus. Hilflos stehen wir auf dem Bahnsteig. Röders, die mit dem Kinderwagen im Gepäckwagen waren, sind nicht kontrolliert worden und fahren weiter. Deutsche Bahnbeamte schimpfen: "Ihr Dummköpfe, ihr musstet doch um den Zug herumgehen und auf der anderen Seite wieder einsteigen!" Vorbei! Wir gehen durch den verschmutzten Bahnhof und suchen einen Ruheplatz. Ich mache mich auf, um den Kommandanten zu suchen, um den fraglichen Stempel zu erhalten. Eine junge Mutter mit Kinderwagen rät mir, das zu lassen. Es sei sinnlos. Wir sollen kein Wasser trinken, denn Typhus herrscht hier stark. Erika versucht in einem Bäckerladen etwas Brot zu bekommen, wird aber von Dr. Laasch angeschwärzt, wir hätten genug Brot. (Dr. Laasch war früher ihr Lehrer.)

Man rät uns, 12 km weiter zur nächsten Bahnstation zu gehen und dort einzusteigen. Das wäre aber nicht so einfach. Ich gehe noch einmal auf den Bahnhof, um etwas zu erledigen. Da steht ein Bahnbeamter, dem ich von unserer Not berichte. Er überlegt, zeigt dann verstohlen auf einen leeren Zug, der ganz vorn steht, und sagt: "Wenn Sie da hineinkommen und nicht von den Russen gesehen werden, dann kommen Sie nach Berlin!" Eilend gehe ich zurück und hole die Kinder mit dem wenigen Gepäck.

-27-

Wir steigen ein und hocken auf dem Boden, um nicht aufzufallen. Vorsichtig prüfen wir dann und wann draußen die Lage. Da, ein russischer Posten geht plötzlich auf und ab. Erschrocken und schweigend warten wir. Langsam, langsam rinnen die Minuten. Endlich, am späten Nachmittag setzt sich der Zug in Bewegung. Ein leichter Regen fällt, beruhigend. Sauber und schön das Eisenbahnabteil, hoffnungsvoll und erlöst, dankbar klopf das Herz.

Es ist wohl 9.00 Uhr abends, als wir in Berlin am Bahnhof Gesundbrunnen ankommen und aussteigen. Hier in der Nähe wohnen Pagels. Mit Erika mache ich mich im Dunkeln auf die Suche nach der Isländischen Straße. Endlich, nachdem wir einige Passanten um Rat fragten, finden wir sie. Zum Glück wusste ich damals die Hausnummer. Welch ein Glück, bei Pagels brennt Licht. Auf unser Klingeln wird uns geöffnet. Die guten Menschen lassen uns ein, und nachdem sie unsere Erklärung gehört haben, können wir Hanni, Horst und Inge nachholen. Wir können uns waschen und dürfen richtig in Betten schlafen, zum ersten Mal seit zu Hause. Am nächsten Morgen teilen sie uns mit, dass es eigentlich verboten ist, Ostflüchtlinge aufzunehmen, wegen der Typhusgefahr. Wir suchen nun Flüchtlingsstellen auf und versuchen weiterzukommen. Nicht möglich! Nach einigen Tagen gehen unsere Vorräte zu Ende. Wir können die gütigen Pagels nicht länger belasten oder gar in Unannehmlichkeiten bringen. Wir kommen in ein Männerlager in der Wilhelmstraße. Schlimm! Keine Fenster, die Öffnungen mit Latten zugenagelt. Schmutzige Betten, auf die ich unsere Decken lege. Neben uns ein tuberkulöses junges Mädchen, um das sich niemand kümmert. Nach dem, was ich gesehen habe, lässt sie sich wohl mit Männern ein, um Nahrungsmittel zu bekommen. Dies Elend!
Ein Matrose übernachtet in unserem Zimmer. Am Morgen ist er mit einem Mädchen verschwunden.

Jeden Morgen wandern wir mit dem Bündel auf dem Rücken einen weiten Weg zu den Krupp-Kasernen in der Nähe des Anhalter Bahnhofs. Immer geht es die lange Invalidenstraße entlang. Ein Trümmergrundstück, in dem noch ein Bild an der Wand hängt, bezeichnet etwa die Mitte. Ich versuche vergebens, Arbeit zu finden. Eines Abends bin ich so kaputt, komme fast unter ein Auto. Bei einer Fahrt zu einer Behörde sehe ich von der Straßenbahn aus ein Schild, blau mit weißen Buchstaben: "Gertrud Eberlein - Süßwaren." An der nächsten Haltestelle raus, zurück. Tatsächlich, es ist eine frühere Klassengefährtin aus Kolberg. Als sie von unserer Not hört, bietet sie uns ihr Büro hinter dem Laden an. Wie gut! Wir können aus dem Schmutz heraus, haben ein eigenes WC. Herrlich!

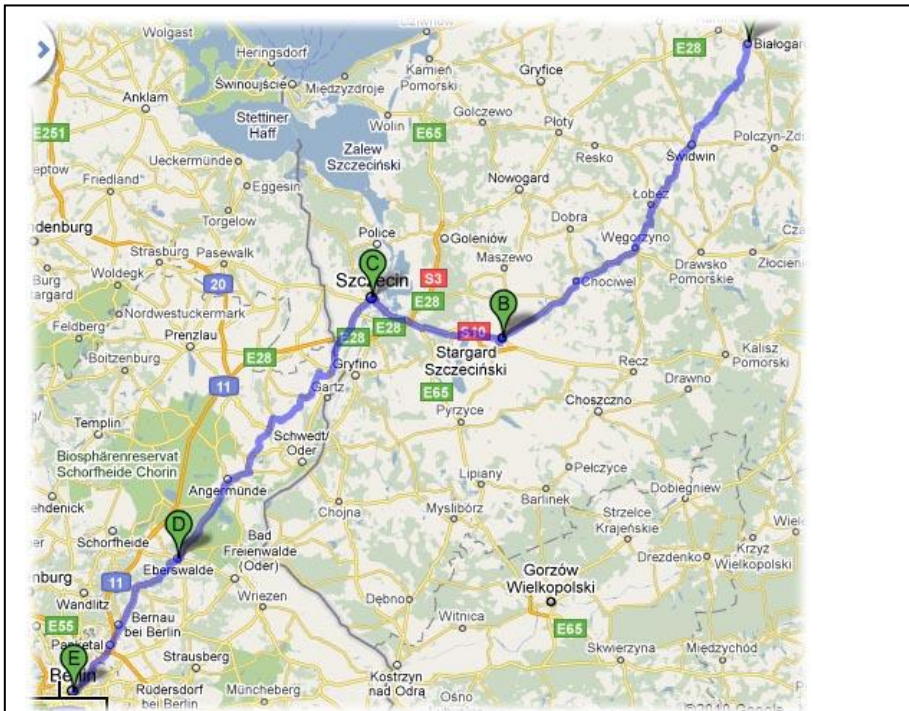
Wir ziehen um, lassen aber einigen Ballast in der Kruppstraße. Leider kommen neue Nöte. Die Verpflegung in der Kruppstraße war sehr mangelhaft. Morgens in aller Frühe stand man an nach Essenskarten. Vorbedingung war der Entlassungsschein. Lange Schlange! Danach Anstehen in der langen Reitbahn in Zwölferreihen. Man rückt kaum vor. Im Glücksfall bekam man abends etwas wässriges Essen in die alte Milchkanne. Schließlich gingen wir nicht mehr alle los, sondern Erika und Hanni teilten sich die Arbeit. Einer stellte sich bei der Verteilung der Marken an, der andere in der Reitbahn und erhielt später die Marke. 100 bis 200 Reichsmark werden für ein Weißbrot gegeben, im Schwarzhandel.

Ein Mann im Männerheim hatte die Kasse seines Betriebes mitgenommen und konnte sich den Luxus leisten. Einige Male holen wir Essen an einer Stelle im Wedding. Einmal bekam ich etwas Grünkohl in der Charite, aber mit dem ausdrücklichen Gebot, nicht wiederzukommen.

-28-

Tante Erika geht es besser, weil sie bei der Tante ihres Mannes ist, die einen kleinen Laden hat und eher etwas organisieren kann. Als sie uns einmal in der Kruppstraße aufsucht und den Hunger der Kinder sieht, geht sie mit Horst los. Sie hatte einen englischen Soldaten getroffen, der einen Eierkuchen aß. Sie bat ihn, den Kuchen Horst zu geben, was er auch tat.

Gertrud Eberlein gab einmal jedem einen Bonbon, einmal brachte sie rote Rüben mit. Mehr stand nicht in Ihrer Macht. Als ich Erika aufsuchte, die nach Swinemünde wollte, und ihr eine Decke mitbrachte, sagte der Sohn der Tante, ich müsse losgehen und um Essen bitten. Was half es. Ich ging los. Das war hart. Unten heulte ich, trocknete dann die Tränen ab und ging wahllos in die Häuser. Oft wurde ich misstrauisch abgewiesen, aber eine Frau gab mir eine Tüte kleiner Kartoffeln, die Gertrud uns kochte und die wir dann später mit auf die Reise nahmen. Eine andere gab mir dann später nach Vorzeigen des Ausweises zwei kleine Schnitten mit Marmelade. Eine hübsche junge Frau im lavendelblauen Kleid wies mich ab, rief mir dann vom Balkon zu, zu warten und brachte für jedes Kind eine große Birne herunter. So kann Gott das Menschenherz anrühren. In einer Wirtschaft gab mir die Wirtin Marken zu einem kleinen Weißbrot. Als ich sagte, Gott möge es ihr vergelten, kam es bitter zurück: "Das hat er schon, mein Mann kommt nie mehr zurück."



Mit dem Zug von Belgard über Stargard, Stettin, Eberswalde nach Berlin

Dann und wann sieht man Elendsgestalten von heimkehrenden deutschen Soldaten. Sie hängen ausgehungert in ihren Uniformen und versuchen ebenfalls etwas Essbares zu erbetteln. Schließlich bekommt Erika noch eine Mandelentzündung und liegt fiebernd auf dem Fußboden. Ich suche eine Apotheke und bekomme Tabletten, auch Otalgan für auftretende Ohrenschmerzen. Die Lage wird immer unhaltbarer. Ins Lager können wir nicht mehr. Eines Morgens, als Hanni von dort

Wintersachen holen will, Strümpfe und Socken, findet sie alles versperrt. Typhus ist ausgebrochen. Schon früher sah ich einmal, wie ein Wagen mit offenen Holzsärgen vorfuhr. Auf einer Karre wurde ein großer Junge mit einem blauen Matrosenanzug herausgefahren und in einen der Särgе gehievt.

Die Kinder wollen raus aus Berlin. Wir kommen hier um. Mit Horst mache ich mich eines Tages auf zu dem zuständigen Büro. Langes Stehen. Endlich komme ich hinein und lasse zwei Bescheinigungen ausstellen, eine zur Fahrt nach Meiningen, eine andere nach Eisenach. Ich habe gehört, man könne dort vielleicht über die Grenze kommen. Eines Abends, nachdem wir uns von Gertrud verabschiedet haben, fahren wir zum Fichtebunker. In der Nähe ist der Anhalterbahnhof. Dort soll es am Morgen losgehen. Der Fichtebunker kreisrund als Bombenschutz gebaut mit einem Gewirr von Gängen, voll von Menschen. Als ich eine Tür öffne, sehe ich eine Mutter mit Kindern, mit wirren Haaren in eine Wolke von Läusepulver gehüllt. Am Abend erhalten wir eine Grießsuppe mit Wasser und dann einen kleinen Raum zum übernachten angewiesen. Hier liegen schon einige Leute in den übereinander angebrachten Wandbetten. In einer alten Zeitung lese ich zu meiner Freude, dass eine Amnestie für die jungen Menschen der Hitlerjugend erlassen wurde. Das würde für Evi zutreffen, wenn sie noch lebt.

Um uns vor unliebsamen Überraschungen in der Nacht zu schützen, stellen wir die vorhandenen Schemel übereinander vor die unverschlossene Tür. Es kommt aber niemand. Im Morgenrauen machen wir uns auf den Weg zum Anhalterbahnhof. Hier stehen schon 12 lange Reihen von Menschen. Amerikanische Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett halten Wache. Als sich die Zeit der Abfahrt nähert, schneiden sie mit dem Gewehr eine Scheibe von fünf Reihen ab.

Wir kommen wohl als vierter Schub heran und eilen durch die angeschlagene Halle die Treppen zum Bahnsteig empor. Wie ist es möglich? Der Zug ist voll besetzt. Wir kommen zwar noch hinein, müssen uns aber auf unsere Bündel setzen. Wir sind froh, als sich der Zug in Bewegung setzt und aus Berlin rollt. Auf der nächsten Station gibt es Unruhe. Eine Frau, die sich wie viele draußen oder auf dem Dach angeklammert hat, ist verschwunden. Weiter rollt der Zug. Zum Abend kommen wir nach Halle. Alle müssen aussteigen. Wir bekommen Anweisungen, uns ins Schützenhaus zu begeben, das im Stadtinneren liegt. Hier ist alles überfüllt. Mühsam lagern wir uns auf und unter zwei Stühlen. An einer Stelle entwickelt sich eine Schlägerei. Wir sind froh, als wir am Morgen aus dem Getümmel heraus können.

Die Fahrt geht weiter nach Weißenfels. Es ist mir in so guter Erinnerung geblieben, weil wir dort richtige Verpflegung bekamen, schöne große doppelte Brötchen. Endlich erreichen wir am Abend Eisenach. Es wird uns ein Lager genannt. Wir haben keine Ahnung. Aber drei Männer, die noch ganz ordentlich und sauber aussehen, sagen, dass sie Bescheid wüssten, wir sollten ihnen folgen. Gehorsam trotten wir hinter ihnen her. Unterwegs sagt einer ins Dunkel hinein: "Hier oben liegt die Wartburg." Doch wir sind zu müde und erschöpft, um sie wahrzunehmen. Endlich im Lager angekommen, wird der Leiter herausgetrommelt. Missmutig leuchtet er uns zu einer Art Holzstall. Im Dunkeln gehen wir hinein und suchen eine freie Stelle zum Ruhen, d.h. wir legen uns einfach auf den Fußboden. Ich decke meine Kostümjacke, die mir schon manche gute Dienste geleistet hat, über den Kopf und Oberkörper. Aus dem Schlafen wird nicht viel. Es ist sehr kalt, und dauernd wird die Tür geöffnet, weil einer austreten muss. Der Verdauungsapparat reagiert auf die mangelhafte, wässrige Kost mit häufiger Flüssigkeitsabsonderung. In Weißenfels merke ich, dass sich meine Spangenschuhe nicht mehr schließen lassen. Woran kann das liegen? Ich ahne nicht, dass ich schon Wasser habe.

Am Morgen erhalten wir etwas zu essen, danach sollen wir uns in einer Schule melden. Wir finden ein neues, aber ziemlich verschmutztes Gebäude vor. Die Toiletten sehen unbeschreiblich aus. Wir werden wieder einmal untersucht. Eine Schwester will für mich mit dem Stabsarzt sprechen. Ich gehe durch die Stadt, die im Sonnenschein sehr reizend erscheint. Sie ist am Berg aufgebaut. Immer wieder trifft man einen schönen Brunnen. Auf einem der Plätze gibt eine russische Kapelle eine Art Platzkonzert. Ich wage mich trotz meiner jämmerlichen Kleidung in ein kleines Cafe, man trinkt aus rosenverzierten Tässchen auf silbernem Tablett. Junge Mädchen mit weißen Schürzchen und Rüschen im Haar bedienen. In einem Geschäft kann ich Salat und rote Rüben erstehen und kehre stolz mit meiner Beute zur Schule zurück.

Am Abend sehe ich drüben eine Menge Menschen zu einem Konzert gehen. Dass es so etwas noch gibt! Wir schlafen zwischen den Schulbänken. Als ich am nächsten Morgen herumfrage und höre, dass es nicht möglich ist, über die Grenze nach dem Westen zu kommen, dass es kaum möglich ist, die Flüchtlinge zu speisen, dass es aber in **Weimar** noch gute Erbsensuppe geben soll, fahren wir nach Weimar. Hier gibt es eine Art Bahnmissionsmission. Da das "Rote Kreuz" von den Russen verboten ist, haben die Schwestern die Kreuze von ihren Hauben entfernt und arbeiten so. Wir kommen zur "Kipperquelle" in den großen Saal eines Restaurants. Wir erhalten etwas Stroh und suchen uns einen Platz an der Wand. Aus einem Nebenraum holen wir Stühle und begrenzen damit unser Gebiet, wie wir es früher als Kinder beim Spielen

gemacht haben. Abends verteilen wir das Stroh und legen uns zur Ruhe. Morgens wird es an der Wand zusammengescharrt.

-30-

Dann sitzen wir an einem der alten langen Gasttische. Unsere Nachbarin ist Frau Tamm aus Sachsen. Wir denken mit leichtem Grausen an sie zurück, einmal wegen der Läuse, zum andern hatten wir den Eindruck, dass sie ihren Kindern das Leben schwer machte. Abends erhält jeder eine trockene Schnitte, mittags gibt es eine gewürzte wässerige Suppe, wohl Wrucken-schnitzel mit Graupen. Der Fahrer, der das Essen in Kübeln bringt, sagt: "So ein Fraß!" Horst und Inge können die Brühe bald nicht mehr essen. Wir bekommen auch etwas 'Muckefuck' zu trinken. Einmal gab es so genannten goldenen Kaffee mit etwas Milch. Einmal war ich mit Horst in der "Goldenen Gans". Da konnte man wohl eine Tasse Brühe trinken. Russische Soldaten schmausen Weißbrot, Butter und Wurst. Vielleicht würden sie Horst etwas geben, wenn ich bettelte. Ich schaffe es nicht.

Ich muss gestehen, dass ich wohl zweimal auf dem Bahnhof eine Tasse Kartoffelsuppe bekommen habe. An einer Stelle können wir Melasse kaufen. Aber wir haben kein Brot. In einem Raum können wir uns mal in einer Zinkwanne reinigen. Nachts ist alles unterwegs zu den Toiletten.

Eines Tages heiß es, wir sollen umziehen. Es soll besser für uns werden. Einmal werden Arbeitskräfte für ein nahes Gut gesucht. Man verspricht uns Milch, Mittagessen, Brot und Geld. Mit anderen melden sich Erika und Hanni. Sie müssen den Tag über auf dem Felde arbeiten. Mittagessen bekamen sie, Milch und Geld lassen auf sich warten. Einmal lässt Erika mich statt ihrer mitgehen, damit ich einmal ordentliches Essen bekomme. Horst geht mit. Wir müssen den Tag über Mieten aufwerfen. Es werden auch Kartoffeln an der Bahn verladen. Horst soll helfen. Ach der arme kleine Kerl mit der großen Forke. Er musste Kartoffeln aus den Bahnwaggonen auf einen Lastwagen mit Anhänger schaufeln. Mittagessen gab es auf dem Gut. Als Extragabe soll getrocknetes Brot an uns verteilt werden. Fast gibt es eine Schlägerei mit dem Mann, der zu verteilen hat. Man argwöhnt, er wolle etwas für sich reservieren. Es ist sehr schönes Herbstwetter. Neben mir arbeiten ein zierlicher älterer Mann und seine Frau. Sie wirken so vornehm. Wir erfahren, dass er ein Naturwissenschaftler ist, der in Afrika gearbeitet hat. Die Frau sagt, es wäre so ein reizendes blondes Mädchen am Tage vorher hier gewesen. Als Erika uns aufsucht, stellt sich heraus, dass sie diesen guten Eindruck hervorgerufen hatte.
(Als wir in Weimar ankamen, kauften wir uns ein Pfund Salz, das in Pommern so viel begehrte. Wir merkten bald, dass man nicht zu viel davon genießen darf.)

Eines Tages geht der Umzug los. Auf langem mühsamem Marsch geht es durch die Stadt. In dem zerstörten Bezirk stehen Goethe und Schiller unbeschädigt vor dem Nationaltheater. Auf jedem Gang zur Stadt kommt man auf dem Weg durch einen schönen Park, von der Ilm durchflößen, an Goethes Gartenhaus und an kleinen alten Pavillons vorbei.

In einer Buchhandlung kann ich ein großes neues Testament kaufen. Wie mich das Evangelium tröstet. Auch Schreibpapier und ein Buch mit Sagen bekomme ich. Das gibt ein schönes Geburtstagsgeschenk für Inge am 18. Oktober. Außerdem habe ich ein paar

kümmertliche Herbstkastanien in einer Konservendose gesammelt. Der Höhepunkt ist eine Kartoffelsuppe, die mir eine Frau in einem der unteren Häuser kocht. Wir können den Augenblick dieses Genusses kaum erwarten. Die Kartoffeln habe ich auf einem der Äcker in der Umgebung gestoppelt. Auch Möhren kann ich so einmal auflesen. Einige Frauen sind auf die Dörfer gegangen und haben etwas Essbares erbettelt.

-31 -

Eines Tages kann ich mitgehen, und wir machen uns zu viert auf. Ich ziehe Holzschuhe an, die als Oberleder Leinen haben. Meine letzten Schuhe sind hin. Ich bekam ein Paar aus einer Sammlung, die ich schonen will. Leider scheuert mir das harte Leinen Blasen an die Füße, woran ich lange zu heilen habe. Wir kommen zu etwas entlegenen Dörfern. Da die anderen Frauen anscheinend lieber ohne mich gehen wollen, trenne ich mich von ihnen und mache mich auf eigene Faust auf. Es ist ein hartes Unterfangen. Misstrauisch hört man meine Bitten an. Oft werde ich abgewiesen, aber ich bekomme doch einige Kartoffeln und ein paar Stücke Brot. Welch ein Schatz! Wie glücklich bin ich, den hungrigen Kindern etwas Essbares bringen zu können.

Wir kommen in ein ehemaliges Arbeitsdienstlager. Hier gibt es übereinander gestellte Holzpritschen zum Schlafen. Aber wir haben kein Stroh und nichts zum Zudecken. Einmal mache ich mich zu dem Leiter des Lagers auf, einem wegen seiner Grobheiten gefürchteten noch jungen Mann. Ich finde ihn mit Frau und zwei netten kleinen Jungen, an die ich alle erdenkliche Freundlichkeit wende, und bitte dann um Decken. Gott rührt sein Herz. Es werden am kommenden Tage dünne Baumwolldecken ausgegeben.

Mit einigen anderen Frauen gehe ich morgens auf den Markt. Wir stehen lange an, bekommen aber Möhren, wunderbar zarte, große Möhren. Wie haben wir geschmaust!

Einer der Männer, ein Schuhmacher, bekommt Arbeit. Gleich geht es seiner Familie besser.

Hanni hat uns schon in der 'Kipperquelle' verlassen. Eine nett aussehende Frau aus dem Sudetenland suchte eine Hilfe für den Haushalt. Hanni meldete sich und kam in eine Familie so genannter Edelkommunisten, Eltern und zwei Kinder, die ein freundliches Haus, das früher einem Nazi gehörte, mit allem übernahm. Der Mann handelt mit Radioapparaten. Hanni bekommt dort eine nette Herrensportjacke, Herrenhalbschuhe und eine adrette lange Hose. So kann sie ihre abgewetzte rote Hose und Samtjacke ablegen. Sie ist glücklich, und als sie uns einmal im Lager besucht, sind alle begeistert. "Hanni hat Glück gehabt!"

Die Zeit vergeht, und es wird kälter und kälter. Ein Soldat, der seine Verlobte bei uns im Lager findet und eine Nacht in der Baracke zubringt, so habe er im Feld nicht gefroren. Wir haben in der Baracke einen eisernen Ofen, auf und an dem wir Kartoffelscheiben braten. Eine Emailschüssel ist vorhanden, in der wir jeweils Kartoffeln oder auch rote Rüben kochen und waschen. Einmal gehe ich in die Geschäfte und bitte um einen alten Marmeladeneimer. Ein flotter junger Mann hört es, sieht mein Elend und nennt mir eine Anschrift in einem der unter Hitler groß angelegten, aber nicht mehr vollendeten Verwaltungsgebäude. Ich gehe hin: "Für Opfer des Faschismus!" Eine elegante Sekretärin öffnet, hört mein Begehren und spricht mit einem vornehm aussehenden Herrn. Er sucht, nichts mehr da als ein Wassergefäß, das

einmal wohl zum Verdunsten auf einer Heizung gestanden hat. Wie gut, man kann Kartoffeln darin kochen. Brennmaterial hole ich aus Trümmergrundstücken, was eigentlich verboten ist. Wie wunderbar munden die Kartoffeln mit Salz. Sie werden mit der Schale verzehrt. Ich grübele und sinne, ob und wir wohl in den Westen kommen könnten, wo alles besser sein soll.

Ich gehe zu der Abwicklungsstelle und erhalte auch Papiere für die Fahrt in den Westen. Wir sollen benachrichtigt werden, wenn ein Transport in den Westen geht. Wir warten und warten, nichts kommt. Schließlich gehe ich noch einmal hin, um nachzufragen.

-32-

Ein schielender Herr mit Brille hört mich an und fragt mich dann: "Wo wollen Sie hin?" "Nach Isenhagen-Hankensbüttel zu meiner Schwägerin!" "Woher kommen Sie?" "Aus Hinterpommern." Er empört: "Und dann wollen Sie in den Westen." Ritsch, ratsch zerreißt er meine Papiere. Wie zerschlagen gehe ich zurück. Und wie enttäuscht sehe ich meine Kinder. Ich kann das nicht mit ansehen. Nach einigen Tagen mache ich mich wieder auf, in dasselbe Büro, lasse erneut die Papiere für eine Reise in den Westen ausfüllen, sage aber, ich käme aus Isenhagen-Hankensbüttel. Ich habe in meiner Not gelogen. Gott möge es mir verzeihen. Glücklicherweise zeige ich den Kindern die Papiere.

Nach einiger Zeit heißt es, der Transport geht los. Wir erhalten so genannte Marschverpflegung. In einem großen Saal stehen wir alle vor einer hohen Mauer aufgestapelter Brote. Fast wäre sie durch das Drängen der Menge zusammengestürzt. Jeder bekommt ein Brot und Wurst, ich glaube auch Fett. Wie stolz komme ich damit ins Lager. Wir packen unsere Rucksäcke. Ich habe noch etwas Geschirr kaufen können, das Erika und Hanni in einem Karton tragen. Hanni war nur schwer zu überzeugen, dass es besser und richtig sei, mit uns zu kommen. Sie wollte bleiben. Ein Soldat sagte, ich würde sie später schwerlich rüberholen können.

An einem frostigen Oktobermorgen gehen wir zum Bahnhof. Die Kölner aus der anderen Baracke haben am Vorabend lustig Abschied gefeiert, unterstützt von einem Kasten Bier. Hanni stößt zu uns, wieder in der alten roten Hose und der Samtjacke. Wir kommen in einen Wagen, der nur oben ganz kleine Fenster hat. Wir fahren bis in die Nähe der Grenze (Friedland). Alle steigen aus und machen sich auf den Weg zur Grenze. Ein endloser Zug von Menschen wälzt sich bergauf, bergab die Landstraße entlang. Jeder mit etwas Gepäck, mancher mit einem winzigen Wägelchen. An einer Stelle stehen russische Posten, die einige herausholen und während des Prüfens der Papiere warten lassen. Auch uns ergeht es so. Wir können aber wieder weiter gehen und beeilen uns. Wie wir später hören, war das unser Glück. Um 12 Uhr hat man die Grenze wieder gesperrt. Im Zug sahen wir auch die Frau aus **Simötzel** mit ihren Kindern. Sie trug mehrere Hüte auf dem Kopf und bat uns, ihr mit den schweren Koffern weiterzuhelfen. Das war unmöglich. Später sahen wir sie in einem englischen LKW mit einer englischen Fahrerin an uns vorbeibrausen.

Wir erreichen das Durchgangslager, Schuppen und Wellblechhallen. Untersuchung, Entlausung Wir erhalten wieder Verpflegung. Ich geh zum Bahnhof und kaufe Fahrkarten. In der Tür werde ich von der drängenden Menge fast gegen die Türfüllung gepresst. Wir kommen vor Eintritt der Dunkelheit in den Zug und fahren los. Das Glas in den Fenstern fehlt, Licht natürlich auch. Der Zug rollt, rollt und

rollt durch die Finsternis. Ich nehme eine der in Weimar erhaltenen Uniformjacken über den Kopf, um mich gegen die Zugluft zu schützen. Stationen fliegen vorbei. Endlich nach einer endlos erscheinenden Zeit fährt er langsamer. Wir sehen hinaus und fragen uns, wo wir sind. In Lehrte. Wir wollen nach Hannover, mit diesem Zug aber geht es weiter nach Hamburg. Wir eilen mit unsern wenigen Habseligkeiten hinaus. Viele andere mit uns. Vor dem Zug häufen sich Gepäck, Kinderwagen und Ziehwägelchen. Gleich davor hält ein anderer Güterzug. Was tun? Wir kommen weder vor noch zurück. Dann kriechen wir unter dem anderen Zug hindurch, gehen am Gleis entlang auf ein Gebäude zu, das wir für den Bahnhof halten. Es geht weiter über Weichen und Geleise. Endlich haben wir den trübselig anzusehenden Bahnhof erreicht und wollen mit einigen anderen müde dahindösenden oder schlafenden Menschen den Morgen

-33-

und damit einen Zug nach Hannover erwarten. So kommen wir im Morgengrauen in Hannover an und werden in den Bahnhofsunker gewiesen. Er ist groß und reichlich mit Menschen belegt. Wir finden Platz auf einer Bank. Wie oft ist später abfällig, ja mit Schaudern von diesem Ort in den Zeitungen geschrieben worden. Uns oder wenigstens mir erschien er wie eine Insel des Friedens nach all dem Gejagt- und Getriebenwerden der Vorzeit. Als der Morgen voranschreitet, erwachen die am Boden liegenden Gestalten. In einem Verwaltungsraum erhalten wir die Anweisung, uns im Rathaus zu melden. Zum ersten Mal gehe ich die lange Hauptstraße in Hannover hinunter zum Rathaus mit seiner grünen Kuppel. Nach längerem Warten erhalte ich etwas Geld und richtige Lebensmittelmarken wie ein ordentlicher Bürger. Ich brauche nicht zu betteln. Ich bin fast verwirrt vor Freude. In einer Bäckerei, die gerade geöffnet wird nahe dem Bahnhof, kaufe ich Brot und für jeden ein Brötchen. Glückstrahlend erscheine ich mit meinen Schätzen bei den Kindern. Wir können im Bunker noch ein paar Würstchen dazu erstehen. Von anderen Insassen erhalten wir dazu ein Schälchen mit Kunsthonig geschenkt. Er ist uns aber nicht recht bekommen. Seit diesem Erlebnis ist immer ein Gefühl der Dankbarkeit in meinem Herzen, wenn ich die grüne Rathauskuppel oder den Bäckerladen erblicke.

Die erste Nacht verbringen wir in einem Nebenraum auf Pritschen. Wir werden aber gewarnt, ja nicht die Schuhe auszuziehen. Sie könnten spurlos verschwinden. Ich möchte nun Tante Eva in Isehagen-Hankensbüttel aufsuchen. Vielleicht weiß sie etwas über Paul oder Eva. Die folgenden Nächte kann ich mit den Kindern in einem Bunker in der Kuestenhauerstraße verbringen. Hier herrscht eine gewisse Ordnung. Wir erhalten einen kleinen Raum mit Pritschen zum Schlafen. Mir erscheint es wunderbar. Hannis verletzter Finger wird vom Roten Kreuz fachmännisch verbunden, auch meine von den Holzschuhen durchgeschuerten Fußrücken.

An einem Morgen mache ich mich auf die Fahrt zu Tante Eva. Die Kinder sollen bis zu meiner Rückkehr im Bunker bleiben. Die Hinreise verläuft gut. Am Nachmittag erreiche ich mein Ziel und frage mich zu Eva durch. Sie wohnt noch in der Lehrerwohnung. Sie empfängt mich freundlich trotz meines heruntergekommenen Äußeren und der abgezehrten Gestalt. Wie herrlich, in einem richtigen Zimmer zu sitzen und wie Besuch behandelt zu werden. Es geht ihr verhältnismäßig gut, da sie bei den Engländern arbeitet im Büro. Ihr Mann war in Stalino in Rußland als vermißt gemeldet. Platz hat sie allerdings nicht für uns, da schon Günthers Frau mit drei Kindern untergekommen ist. Zu essen hat sie ausreichend. Ich schlafe die Nacht seit langer Zeit in einem richtigen Bett auf dem Sofa. Am nächsten Tag fahre ich beschenkt mit einem großen Brot und Rübensaft wieder ab. Ich komme nur bis Celle und muss auf dem Bahnhof die Nacht

im Warteraum verbringen. Er ist überfüllt. Neben mir sitzt eine kleine zarte Frau mit drei kleinen Kindern, alle blass und hungrig. Mitten im Saal halten mehrere polnische Soldaten mit ihren Damen ein deftiges Mahl mit Büchsen mit Fett und Wurst und Keksen. Neugierig und verlangend ist der kleine Junge näher getreten. Plötzlich kommt er aufgeregt und strahlend mit einem Keks in der Hand zurück: "Mutti, sieh mal, Schokolade von die Engländers!" Woher soll er auch wohl Schokolade kennen. Morgens geht die Fahrt weiter. In Hannover erfahre ich dann, dass Hameln als Wohnsitz für uns bestimmt ist. Ein Zug bringt uns hin. Welch eine Vorstellung, wir sollen einen Wohnsitz erhalten. In Hameln begeben mich zum Landratsamt und

zeige meine Papiere vor. Hier herrscht Verwirrung. Die dortigen Herren werfen sich durchs Telefon Unfreundlichkeiten an den Kopf. Wir nach Hameln? Unmöglich!

-34-



Das ganze hat mit einem Krieg angefangen:

**Erika, Werner Röder mit Wolfgang
und Ulrich in Kolberg**

Eine junge Dame sagt zu mir, sie würde sich das nicht gefallen lassen und ihren Willen durchsetzen. Mir fehlt aber die Kraft dazu. Schließlich sollen wir nach Wallensen am Ith. Ein junger Mann, Bahnangestellter, meint, das sei gut, dort gäbe es eine Kohlengrube. Wieder im Dunkeln rollen wir dem fernen Wallensen zu. In Volldagsen müssen wir umsteigen. Weiter geht es über Levedagsen. Wie fremd die Namen klingen. Endlich können wir aussteigen. Es regnet leicht. Mit uns sind noch mehrere andere ausgestiegen.

Endlich Lichter, das Dorf! Wir fragen uns zum Bürgermeister durch. Sein großer schlanker Sohn sagt, wir möchten im Vorraum warten, sein Vater sei bei einer Versammlung, er werde bald kommen.

Nach einer Weile erscheint der Bürgermeister Knolle, mit ihm ein kleiner rundlicher Herr, den Hut verwegend im

Nacken. Er mustert uns seltsame Gestalten nicht unfreundlich und sagt, er würde uns unterbringen. Wie tröstlich das für uns klingt. Wir werden zunächst in den Saal des nahen Gasthofs 'Stichnothe' gewiesen. Dort ist eine kleine Tanzerei im Gange. Man spielt "Husch, husch ins Körbchen ...". Die jungen Mädchen in netten Kleidern, die jungen Männer in richtigen Anzügen und dazwischen wir, abgerissen, abgezehrt. Wie schwer für meine Töchter. Wie um uns zu trösten öffnet sich noch einmal die Tür, herein kommt ein kleiner alter Mann mit hoher Pelzmütze, eine kleine jüngere Frau und dahinter ein Kind nach dem andern. Nun, wenn man sie aufnimmt, wird man uns hier auch aufnehmen. Die Kinder fragen mich immer: "Wer wird uns aufnehmen? Wie sehen wir aus?" Ich: "Man wird uns aufnehmen müssen."

Die Nacht verbringen wir in einem einfachen kleinen Gastzimmer mit zwei Betten. Empörung bei den Kindern, als ich vorschlage, noch eine Stulle zu essen. Wir haben auf dem Bahnhof in Hameln Kohlrouladen gespeist, Kohl mit etwas Rübensaft darin.

Die Nacht vergeht. Am Morgen gehen wir in die Gaststube, um zu essen. Drei deutsche Soldaten sitzen am Nebentisch. Sie sind auf Erkundigung aus der Ostzone hier und wollen ihre Frauen und Kinder nachholen. Ich nähe einem von ihnen einen losen Knopf an. Herr Seger, einer der Männer, hat später seiner Frau über uns gesagt: "Da war eine Frau mit vier Kindern, die müssen unter diesen Verhältnissen umkommen."

Herr Völlers, der Flüchtlingsbetreuer, erscheint, nimmt unsere Personalien auf, blickt betroffen auf und mustert uns noch mal, als ich sage, mein Mann sei Lehrer gewesen und ich ebenfalls. Dann führt er uns aus dem Dorf den Berg nach Hakenrade hinauf. Als wir etwas bedauernd die hübschen Häuschen betrachten, an denen wir vorübergehen, meint Herr Völlers: "Es ist besser, ich bringe Sie zu Leuten, die Sie gerne nehmen, als dass Sie unwillig aufgenommen werden." Noch ein ganzes Ende geht es den Berg hinan. Dann halten wir vor einem einsam gelegenen Häuschen. Ein kleiner angeketteter Terriermischling bellt aufgereggt (Nelly). Auf unser Klopfen öffnet ein untersetzter kräftiger Herr mit frischem Gesicht, mit einer etwas gebogenen Nase. (Ein echt niedersächsischer Typ.) Abwartend mustert er die Ankömmlinge. Frau Bertram erscheint hinter ihm schon recht gebückt. Herr Völlers erklärt, dass er uns als Flüchtlinge aufnehmen müsse. Wir kommen in ein freundliches zweifenstriges Zimmer. Das ist nach so langer Irrfahrt wieder unser erstes Zuhause. Wir bekommen von Herrn Völlers jeder einen Strohsack, den wir unter Herrn Bertrams Leitung in seiner Scheune mit Stroh ausstopfen. Nach und nach können wir für jeden eine Holzpritsche aus Wallensen rauf bringen.

-35-

Wir sind ja nicht verwöhnt und decken uns mit Mänteln und Jacken zu. Herr Bertram gibt uns noch eine löcherige Pferddecke. Bertrams geben uns das erste Essen. Herr Völlers macht uns darauf aufmerksam, dass es gut sei, weiter oben in Hakenrode mit den drei Bauernhöfen unsere Hilfe anzubieten. Das ist für mich nicht einfach, aber wir müssen ja leben.

Im ersten der Bauernhöfe mit den schönen noch neuen Gebäuden wirtschaftet die kleine, kräftige, frische Frau Dörpmund, seitdem der Mann als Soldat eingezogen wurde und dann in amerikanische Gefangenschaft geriet, allein mit einem Knecht und Hilfskräften aus dem Dorf. Ihre Tochter Sigrid, die später Inges Freundin wird, ist sehr

selbstbewusst und etwas herrisch zu der kleinen Inge. Ihr Vater aus Thüste ist viel bei ihnen. Der zweite Hof, etwas kleiner, gehört Schütte mit Frau und erwachsener Tochter. Der dritte zeigt einen schönen alten Bauernhof. Hier wohnt der schon alte Bauer Grave mit Frau und zwei nicht mehr so jungen Töchtern, die ältere schlank, dunkel, bräunlich, ernst, die jüngere frisch, rundlicher und etwas kleiner. Wie viel Freundlichkeit, Hilfe und Beistand haben wir von diesen Menschen in der Notzeit erfahren. Gott der Herr segne es ihnen und ebenso Bertrams.

Zuerst erhielten wir von Bertrams mehrere Bündel getrocknete Bohnen. Eilig werden sie ausgepellt und in einem Beutelchen aufbewahrt. Als Geld bekam ich 96,00 DM Wohlfahrtsunterstützung im Monat. Anfangs noch etwas weniger. Beim Fleischer konnte man einen selbst genähten Beutel abgeben, den er mit Blutwurst füllte. Später lernte ich bei Frau Bertram Brot backen. Ich rührte Mehl, Wasser und Sauerteig zusammen, knetete alles zu einem Teig auf dem Tisch und legte ihn in eine kleine Schüssel. Morgens ganz früh fuhr ich ihn mit Bertrams kleinem 'Bollerwagen' zum Bäcker ins Dorf und holte zum Abend einige schöne braune Brote ab. Da man dann später auch in der Mühle auf Brotmarken Mehl holen konnte, war dann das Brot nicht mehr so knapp. Und wie köstlich das trockene Brot schmeckte.

Oben in Hakenrode bei Graves, Schuttes und Dörpmunds bekamen wir auch Betten und Kopfkissen geliehen, dazu etwas Bettwäsche. Abends konnten wir uns richtig waschen und die Kleider ausziehen, seit Monaten zum ersten Mal. Was für ein Genuss! Ich wachte oft nachts auf und konnte vor Freude nicht wieder einschlafen. Unter den ungewohnten Betten war es anfangs erst gar zu heiß. Etwas Holz zum Heizen erhielten wir anfangs von der Gemeinde auf dem Sägemühlenplatz. Später mussten wir selbst dafür sorgen. Wir konnten im Walde Holz suchen, waren aber anfangs so entkräftet, dass wir nur so zwei oder drei Äste vom Ith nach Hause brachten. Danach waren wir ganz am Ende mit unsern Kräften.

Wir bekamen auch einen winzigen Herd, der als Ofen und Kochherd diente. Dieser erste war ziemlich unrentabel, weil das Feuer mit der Wärme sofort in den Schornstein zog. Man musste dauernd nachlegen. Später gab es einen besseren Herd mit Bratofen, in dem ich sogar einmal auch Brot gebacken habe, als der Bäcker nicht mehr für andere backen durfte und ich das Mehl schon gekauft hatte.

Meine große Sorge galt immer noch Evi, von der wir nichts wussten. Dann kam die Adventszeit, und Frau Bertram gab mir Zutaten, damit ich etwas

-36-

Pfefferkuchen einrühren und bei ihr backen konnte. Als ich damit beschäftigt bin, kommt Post für uns. Was kann das sein? Oh, du barmherziger Gott, wie groß ist deine Güte! Ein Brief von Evi, zugesandt durch Tante Eva. Er kommt aus der Ostzone aus der Nähe von Wittenberg. Evi war ja mit zwei anderen Arbeitsdienstmädchen von Kolberg auf einen kleinen Dampfer nach Swinemünde gebracht worden. Von dort fuhr man sie mit dem Zug nach Lüneburg, von wo man sie nach Sachsen in die Nähe von Wittenberg in ein Arbeitsdienstlager brachte. Da wurde im Frühjahr die Grenze zurückverlegt. Die Amerikaner zogen ab, die Russen kamen. Evi musste nachdem, was sie im Radio von der Einnahme und Zerstörung Kolbergs gehört hatte, annehmen, dass wir nicht mehr lebten. Das Lager wurde aufgelöst, und jeder konnte nach Hause gehen. Sie hatte kein Zuhause mehr. Mit einer anderen Lehrerstochter zusammen

versuchte sie, bei einem Bauern unterzukommen.

Die Arbeit hatte sie ja im RAD gelernt. Aber niemand wollte ein junges Mädchen nehmen, weil man dann leicht die Russen ins Haus bekam, die ja immer noch nach Mädchen suchten. Endlich war Frau Bräse bereit, sie als Arbeitskraft anzunehmen. Der Mann war eingezogen worden. Hier arbeitete Evi, molk die Kühe, half im Haus, auf dem Felde, ging in Stiefeln mit zum Gräben ausheben ... Gott der Herr gab ihr, die so zart war, Kraft, Gesundheit und Freude zu ihrer Arbeit. Auch half sie den Kindern bei den Schularbeiten.

Ich habe dann wohl eine Zuzugsgenehmigung für sie eingeholt. Nun warteten wir. Es kam das Weihnachtsfest, Herr Bertram hatte mit Horst auch ein Bäumchen für uns aus dem Walde geholt. Es gab einige Kerzen. Ich hingte ein Päckchen Kekse für jeden als Gabe an den Baum. Die Mädchen bekamen jedes etwas rosa Wolle, um einen Schläpfer zu stricken. Ich zündete die Kerzen wie zu Hause an und las das Weihnachtsevangelium aus dem in Weimar gekauften neuen Testament vor, das mich so oft getröstet hat. Dann sangen wir alle die schönen Weihnachtslieder voller Dank für die Güte und Barmherzigkeit Gottes. Frau Bertram brachte einen Weihnachtsteller mit leckerem Gebäck. Wir haben viel Freundlichkeit von Bertrams empfangen.

Wir hatten etwas Lebensmittel gespart, um im Fest reichlicher zu essen. Das bekam den entwöhnten Mägen gar nicht besonders gut. Am ersten Festtag ging ich in die Kirche. Die Kinder meinten, in ihren schlechten Sachen nicht in die Kirche gehen zu können. Als ich mich der Kirche näherte, sagte mir die Kirchendienerfrau, dass wir einige Kleidungsstücke bekämen. Beim Eintreten ins Zimmer nach dem Kirchenbesuch sehe ich die Kinder alle still aber mit merkwürdig glänzenden Augen dasitzen. Was gibt es denn? Ja, das Christkind war hier. Da gab es ein graues Wollcape, einen Wollschalvon CARE-Paketen aus den USA , durch Pastor Schwabe übermittelt. Dann war der alte Bauer Grave als richtiger Weihnachtsmann gekommen. Da stand der Korb mit eingeweckten Kirschen, Gebäck, Äpfeln ... Wie glücklich wir alle waren über diese unverhofften Gaben. Herr Gott segne diese gütigen Menschen.

Am Nachmittag gingen wir auf die Horst, eine grasbewachsene Anhöhe hinter unserm Haus. Mit Mühe kamen wir hinauf. Weiter schatten wir es nicht, wir waren zu schwach. Erst ganz allmählich erholte sich der geschwächte Körper. Nun kamen die Wochen mit Finsternis, Schnee und Eis. Wie sehnte man unter den unzulänglichen Verhältnissen den Frühling herbei. Es wurde Februar mit Schneeschmelze und Überschwemmung unten im Dorf. Ich sitze mit abgeschnittenen Haaren am Herd, eine alte Uniformjacke übergezogen, und passe auf, dass das Feuer im Herd nicht ausgeht. Bei dem schwachen Lichtschein kann man nichts Richtiges machen.

-37-

Dennoch kann man Gedichte und Lieder, englische und französische Verben wiederholen, mit Horst und Inge das Einmaleins üben und ähnliches mehr machen.

Plötzlich Bewegung vor dem Haus. Nun, Bertrams werden Besuch haben. Da Schritte im Flur, es wird geklopft. Ich öffne, da steht Evi. Oh, dieses Glück. Wie oft wollte man bei allen Schreckensnachrichten vom Leiden so vieler Arbeitsdienstmädchen und Wehrmachtshelferinnen verzagen. Wie elend sah ich sie einmal im Traum vor mir liegen. Da steht sie frisch und gesund vor mir mit runden roten Backen, wie sie wohl

noch nie war. In unsagbarer Freude drücke ich das mir durch Gottes Güte wiedergeschenkte Kind an mein Herz. Wir müssen sehen, wie wir uns durchschlagen.

Evi nimmt eine Stelle als Hausgehilfin bei Frau Hahne an. Sie hat zwei Kinder. Ihr Mann ist Baumeister und arbeitet in der Kohlengrube. Hanni hat die gleiche Arbeit bei Herrn Weiberg (Lehrer i.R.) angenommen, der mit seiner Tochter Frau Hoppe (Witwe) und dem Enkel Burkhard ein hübsches kleines Häuschen bewohnt. Erika ist Hilfe bei der Lehrerin Fräulein Gehrke geworden. Später kann Evi dann als Aushilfe im Kindergarten arbeiten.

Dann und wann, wenn ich um eine Unterstützung bitte, erhalte ich einen Zuschuss von der Lehrerhilfskasse in Hannover. Als ich einmal zur Regierung fuhr, traf ich zu meiner Freude auf Herrn Hauser, unsern Nachbarkollegen aus Karstnitz bei Hebrondamnitz. Er machte mich auf diese Möglichkeit aufmerksam. So schickt Gottes Güte immer zur rechten Zeit Hilfe und Beistand.

Frau Hoppe, der ich so viel Hilfe und Unterstützung verdanke, bringt mich zu dem Entschluss, Privatstunden zu geben. Der Hauptlehrer Herr Breves hatte mir geraten, zur Regierung zu fahren, um als Lehrkraft eingestellt zu werden. Die Regierungsrätin war sehr gereizt und nicht gewillt, meinem Antrag zu entsprechen. Ich fahre nun nach Hameln zum Schulrat und erhalte die Genehmigung, Privatstunden zu geben. Die Lehrer unterstützen mein Bemühen. Herr Bertram aber will allerdings keine Privatschüler in seinem Haus haben. Es geht auch besser in der schönen neuen Schule, für die mir Herr Breves die Erlaubnis erteilt. Mit zwei, drei Privatschülern fängt es an und wächst und wächst. Eine große Anzahl der schulpflichtigen Dorfjugend ist damals durch meine Hände gegangen. Gott erhörte meine Gebete um Beistand und Segen.

Im Frühjahr 1946 begann die Schule wieder mit ihrer Arbeit. Bücher und alles sonstige Lehr- und Lernmaterial waren vernichtet. Die kleinen Schüler sollten aus der Zeitung lesen lernen. Da waren viele Eltern froh, wenn ich ihnen die Arbeit des Eingewöhnens abnahm. Der später neu eingeführte Englischunterricht brachte mir weitere Schüler bzw. Schülerinnen. Herr Völlers ließ seinen Sohn Hinrich zusammen mit Norbert Halmann für die Aufnahme in die Oberschule in Englisch von mir unterrichten. Natürlich konnte ich keinen normalen Preis nehmen, 50 Pfennige war der Durchschnittspreis für die Stunde. Viele konnten nur Kartoffeln geben. Aber eins kam zu ändern, so dass ich mich eines Tages aufmachte, um an der Oberschule für Mädchen in Hameln anzufragen, ob ein Wiedereintritt für die Mädchen möglich sei. Zum Glück traf ich hier als Leiter Herr Dr. Schulz, der in Posen tätig gewesen war und meine Lage gut verstand. Er sagte: "Bringen Sie Ihre Kinder her, sobald Plätze frei werden. Was man einmal gelernt hat, bleibt einem immer, da müsste schon der Kopf verloren gehen."

-38-

Für Evi war der Abschluss nicht möglich, da sie sich in Stolp auf das hauswirtschaftliche Abitur vorbereitete, das hier nicht mehr abgelegt werden konnte. Sie kam nach Groß Burgwedel in ein Internat zur Ausbildung als Kindergärtnerin. Durch die Kirche erhielt ich eine Unterstützung. Welche Gnade! Erika und Hanni kamen 1946 wieder in die Oberschule, Horst im Winter 1948.

1948 im Frühjahr kam die neue Währung. Oh Gottes Barmherzigkeit! Genau zu diesem Zeitpunkt erhielt ich die erste Pension mit einer Notzahlung vom Januar des Jahres. Durch die Entwertung war sie zu einer kleinen Summe geschrumpft. Aber welch ein Glück, nun jeden Monat eine feste Summe Pension zu erhalten. Jetzt könnte ich ja zunächst nichts durch Privatstunden verdienen, denn dazu hatte niemand Geld. Allmählich aber normalisierte sich das wieder. 1949 beendete Evi das Kindergartenseminar. Sie hatte einen Beruf und konnte Geld verdienen. Allerdings erstmal wenig. Bei Beginn der neuen Währung fiel die Unterstützung durch die Kirche weg. Wir waren nicht in der Lage, das Schul- und Internatsgeld für Evi zu zahlen. Die Anstalt stundete es, und Evi musste durch den Abschlag nach ihrer Ausbildung noch bleiben und einen Teil ihres Einkommens abgeben. Durch eine Nachzahlung war ich dann in der Lage, die restlichen 200 DM zu zahlen.

Erika kam nach dem gut bestandenen Abitur in Hameln nach einem Jahr auf die Pädagogische Hochschule in Hannover. Gleich nach dem Abitur wurde sie nicht angenommen. Es meldeten sich damals tausende. 400 wurden ausgewählt und geprüft. Man nahm 90, die mit "Eins" bestanden hatten. Man riet Erika, an einem Vorbereitungskurs teilzunehmen. Irgendwie bekam ich das Geld, so dass sie an diesem Kurs teilnehmen konnte. Sie wohnte in dieser Zeit bei der Schwester von Frau Trommenau, schlief auf einem Sofa, das mit einem Stuhl verlängert wurde. Sie aß in einer Volksküche, nahm von zu Hause Kartoffeln im Koffer mit. Im folgenden Jahr wurde sie aufgenommen. Sie hatte vorher fleißig gestrickt und für das verdiente Geld Klavierstunden genommen. Sie musste auch eine Prüfung in Musik ablegen. In der Schule durfte sie üben. So begann eine harte Zeit für sie. Frau Hoppe vermittelte ihr eine Schlafstelle bei "Tante Martchen". Es war nicht einfach. Sie hatte kaum Kleidung, keine richtige Schultasche, lediglich eine Leinentasche aus dem Stoff von Frau Rabe. In den Ferien arbeitete sie als Straßenbahnschaffnerin und konnte so das Nötigste kaufen. Im letzten Jahr bekam sie ein Stipendium und machte in den Ferien eine Reise per Anhalter bis in den Schwarzwald, wo sie zu Schardins ging und dann bei den vier Kindern in einem Ferienhaus wirtschaftete. Nach bestandener Prüfung kam sie nach Diepholz als Junglehrerin.

Hanni machte ein gutes Abitur. Sie ließ sich in Köln an der Sporthochschule prüfen und wurde angenommen. Die Studienzeit war auch für sie hart. Unzureichende Kleidung. Kälte im Heim, oft Hunger. Versuch mit einem Bauchladen etwas zu verdienen. Dann bessere Arbeit in den Ferien bei einer Reklamefirma, auf dem Paketpostamt, im Kaufhof, im belgischen Bauamt. Als sie 1953 das Diplom hatte, erste Arbeit in der Klosterschule Arweiler, dann durch Frau Diem als Sportlehrerin an die Sporthochschule in Köln-Müngersdorf berufen.

Horst kam 1948 an die Oberschule in Hameln - gutes Abitur 1956 - Technische Hochschule Hannover - 1958 Sommersemester in Freiburg -1962 gutes Staatsexamen in Mathematik und Physik - Referendar in Remscheid-Lennep.

-39-

Inge 1952 Mittelschule in Hameln -1956 beendet und ein Jahr Frauenfachschule -3/4 Jahr Kindergärtnerinnenseminar Groß Burgwedel - Herbst 1957 Schwesternschülerin in der Kinderheilanstalt Hannover -1960 gute Prüfung - seitdem in Köln als Kinder- und Säuglingsschwester.